H.mon 77a
Briefe

89.-

Ganganelli

und

Luther

Ein Briefwechsel aus Elysium über die gegenwärtige Bewegungen in der Römischen Kirche.

Gedruckt im Jahr 1782.

Neue
Briefe
für und wider
das Mönchswesen.

Erster Anhang.

Gedruckt im Jahr 1782.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Dem Verfasser dieser Korrespondenz ist beygegangen, die Welt — ich meine, die Leslustige in derselben — möchte der Briefe, die von Lebendigen an Lebendige geschrieben worden, würklich anfangen, satt zu seyn. Sollte man nicht wünschen, inne zu werden, was die Verstorbene zu Dingen sagen, über die Lebendige nicht wissen, was sie denken und sagen

sollen? Im Vertrauen! liebe Leser, Ganganelli und Luther waren immer zween Männer, deren Gedanken und Urtheile gewiß niemand gleichgültig wären, wenn sie noch lebten, und mit einander über die gegenwärtige Aspekten in der katholischen Christenheit schwazen könnten. Nun schreiben sie an einander, da sie todt sind. Was schadts, daß es nicht wahr ist, daß die Briefe von ihnen herkommen? Faßmann, der unerschöpfliche Schreiber der Gespräche im Reich der Todten, glorwürdigen Andenkens, deßen zahlreichen Quartanten mancher ehrliche Handwerker seine zeitkürzende erbauliche Lust, und manche wißbegierige Seele Meere von historischen Kennt-

Kenntnißen noch bis auf diese Stunde demüthig verdankt, konnte doch seine Leser zu der Illusion bringen, als ob Leopold und Ludwig XIV. Sixt V. und Montespan, Alexander der Grosse, und der Pater la Chaise, und wie die werthe Namen der grossen Männer und weiter alle heissen, die zu freundschaftlichen Diskursen mit einander aufgetreten sind, würklich, im ganzen Ernst, so und nicht anders, 15. 16. 17 — 24. Stunden lang noch dazu, wenn sie von ihrer Reise von der Oberwelt herab, ganz müde waren, auf einem grünen Rasen, gesprochen, und einer dem andern, seine wundervolle Begebenheiten erzählt hätten. Ob sich Ganganelli und Luther — Nein! mehr

sage ich **Ihnen** jezt nicht. Lesen **Sie** lieber die Briefe geschwind in Einem fort weg; und dann sagen **Sie** mir, ob ich **Ihnen** zuviel zugemuthet habe, daß ich **Ihnen** diese **Korrespondenz** vorlege?

D. den 15 April
1782.

I. Brief.

Ganganelli an Luther.

Mein Amtsnachfolger, in Wien? Das verstehe ich je länger, je weniger; und würde es nicht einmal glauben, wenn Ihr mir nicht bey unserer gestrigen Unterhaltung alle Zweifel dißfalls benommen hättet. Nun, er wird selber am besten wissen, warum er sich zu dieser Reise entschlossen hat. Der Erfolg wird ihn entweder anklagen, oder rechtfertigen. Ich wünsche

ihm das Leztere: noch mehr aber, daß er mehr Dank für seine Nachgiebigkeit gegen den weltlichen Machten aufheben möge, als ich. Mich kostete sie das Leben. Und was nuzte es mich, daß die Höfe von Madrid und Lissabon nach meinem Tode alles anwandten, meine Mörder auszukundschaften, und sie dafür zur Strafe zu ziehen, daß sie einen Pabst, dessen längeres Leben ein wahres Glük für die katholische Kirche und für den Staat gewesen seyn würde, der Erde so bald entzogen haben? doch das ist schon verschmerzt. Ich wohne nun in den Häusern des Friedens, und lasse Pius VI. dafür sorgen, wie er sich aus der Verlegenheit, in die er sich durch die neuere Anstalten des deutschen Kaysers allerdings versezt sehen muß, herauswikle. Was ich thun würde, wenn ich an seiner Stelle wäre, das weiß ich wohl. Ich war

mein eigener Rathgeber, und die Kardinäle erfuhren, freilich zu ihrem nicht geringen Verdruß, allemal die wichtigsten Begebenheiten erst, wenn sie vorbey waren. Jezt wird nicht viel fehlen, die Kinder auf der Gasse reden davon, was der Pabst zu Wien mache; was er dem Kayser für Vorschläge thun, wozu er sich erbieten, was er ihm einräumen werde, wenn Joseph nur einiger maßen nachzugeben und einiges von dem, was er bereits verordnet, wieder zurükzunehmen sich bereitwillig finden lassen möchte. Das wäre nicht meine Sache. Das ist schon zu laut, daß er im Angesicht Europens nach Wien reißt. Wie ist es möglich auf diese Art Dinge geheim zu halten, die geheim gehalten werden müßen, wenn sie in der Ausführung nicht scheitern sollen? Wenn schon die Unterhandlungen nicht geradehin bekannt werden, so weiß man

doch

doch wenigstens den Gegenstand derselben, oder kann ihn mit der höchsten und einer der Gewißheit nahe kommenden Wahrscheinlichkeit vermuthen. Und dann wie leicht muß es denen seyn, denen daran liegt, daß Kayser und Pabst nicht einig werden, durch ihre Liebe Getreue, an denen es nicht fehlen wird, allerhand Steine in den Weg zu legen, durch die man, wo nicht völlig gehindert, doch wenigstens sehr aufgehalten werden kann. Ihr wisset, guter Freund, wodurch ich meine päbstliche Regierung unvergeßlich und für die katholische, ja wahrhaftig auch für die protestantische Welt ewig denkwürdig gemacht habe. Der Orden, der sich für so fest gegründet und unzerstörbar gehalten hatte, als die Berge Gottes, wurde durch einen einzigen Federzug von mir zu Grunde gerichtet, daß man seine Stätte nicht mehr stehet. Man

machte es zu einer Bedingung bey meiner Wahl, daß er aufgehoben werden müßte. Dem ungeachtet, und so sehr und unabläßig auch der Portugiesische und die Bourbonische Höfe in mich sezten, meinem Versprechen nachzukommen, wußte kein Mensch, bis auf den Tag, da der Streich durch Unterzeichnung der Bulle geschahe, was es mit dem Jesuiterorden werden würde. Die guten Herren hofften ohne Zweifel, bis in ihren lezten Athemzug hinein, und ihre Feinde auch: jede Parthey freilich etwas anders, gerade das Gegentheil. Auf einmal brach das Ungewitter los: und der Bliz aus dem Vatikan zerschmetterte die Palläste der Jesuiten in einem Augenblik. Gewiß, mein Vorhaben wäre mir nicht so gerathen, wenn ich nicht selbst zu denken, Entschlüsse zu fassen und sie, ohne einer Seele ein Wort davon zu sagen, auszuführen gewohnt

wohnt gewesen wäre. Vielleicht stehet Ihr auch, mein lieber Luther, in den Gedanken, wie so viele andere: Die Aufhebung dieses Ordens seye mir durch die vereinigte Höfe abgedrungen worden? Keineswegs! Keine menschliche Macht müßte vermögend gewesen seyn, mich dazu zu nöthigen, wenn ich nicht selbst von ganzem Herzen dazu bereit gewesen wäre. Urtheilet selbst, um überzeugt zu werden, daß ich die Wahrheit sage. Glaubten die weltliche Mächte im Ernst, sie dörfen einem Pabst nur vorschreiben und befehlen, was er zu thun und zu lassen habe, so war es einerley, wer nach Klemens XIII. Tode mit der dreyfachen Krone geschmükt würde: ein geschworner Feind oder ein Klient, oder Gönner der Jesuiten. Einem wie dem andern hätte man von Seiten der in dieser Sache vorzüglich intereßirten Höfe nur rund heraus er-

klären dörfen: der Jesuiterorden muß aufgehoben werden, es koste, was es wolle. Nein! der Pabst mag seit 50 Jahren in den Augen mancher Prinzen und Ministers noch so klein seyn, so sieht man doch ein, daß man nicht mit ihm anfangen darf, was man will. Deswegen mußte ein Minorite in meiner Person den päbstlichen Stuhl besteigen. Nun konnte man mit Gewißheit darauf rechnen, daß den Jesuiten das Messer an die Kehle gesezt werden, und ihres Bleibens in der katholischen Welt nicht mehr seyn würde. Die Klugheit erforderte es, nicht schnell zuzufahren, damit die Höfe nicht glauben sollten, man lebe bloß von ihrem Willen; und die Welt eine Weile im Zweifel und in der Ungewißheit zu erhalten. Endlich führte ich das von ganzem Herzen aus, was der gröste Theil der Römischen Christenheit mit

Sehn-

Sehnsucht und Ungeduld von mir erwartete. Ich verlange kein Muster für meinen Nachfolger auf dem Stul Petri zu seyn, so wie ich keinen meiner Vorgänger zum Muster genommen habe. Man hat mich mit Unrecht geziehen, ich wolle in Sixts V. Fußstapfen treten. Die Fama gab auch wirklich vor, ich sey im Begriff gewesen, nach meiner Wahl den Namen Sixt VI. anzunehmen, bis ich auf anhaltende Bitte des Kardinals Rezzoniko endlich mich nach meinem Beförderer zum Purpur, Klemens XIV. hätte heissen lassen. Ich kann mich auf den eigentlichen Hergang der Sache nicht mehr recht besinnen. Es mag etwas daran wahr seyn. An dem Namen liegt nichts. Hieße der würkliche Pabst Klemens XV. mir zu Ehren, dem er den rothen Hut zu danken hat, so glaubte ich doch nicht, daß er gesonnen sey, in meine

Fußstapfen zu treten. Seine Weise zu handeln ist von der meinigen sehr unterschieden. Wäre ich in Leo X. Stelle gewesen, da Ihr in der Welt auftratet, und euch zum Reformator der Christenheit aufwarfet, es müßte anders gegangen seyn, als es gegangen ist. Ich hätte Euch in den Punkten Recht gegeben, worinn Ihr Recht hattet: Aber in andern Stüken hättet Ihr nach meiner Pfeife tanzen müssen; und es wäre in Deutschland und dem übrigen Europa nicht dahin gekommen, wohin es nun gekommen ist. Man liesse Euch damal zu wenig und zu viel gelten. Zu wenig, weil meine Vorfahren nicht das geringste Gute an Euch finden wollten, da man doch manches an Euch hätte hochachten sollen; weil man Euch, als einen unbedeutenden Mönchen, an dessen Geschwäz nichts gelegen sey, und dessen Unternehmungen von selbst ins

Steken gerathen würden, verachtete, da man Euch hätte gute Worte geben, mit Sanftmuth belehren, und mit guter Manier wieder Zurecht bringen sollen. Zu viel machte man aus Euch, da man sich durch Eure Hize schröken ließ, und dem Kardinal Thomas de Vio, Bischoff von Gaeta den Auftrag machte, sich mit Euch in eine Unterredung einzulassen, und Euch zu einem Widerruf zu bewegen. Dardurch wurdet Ihr immer stolzer und troziger, und es gelang Euch, so wenig Ihr im Anfang gewiß selbst daran gedachtet, wie ein gewisser Schriftsteller von Eurer Religion gründlich und wahr gesagt hat, in die so lang und künstlich zusammengestükelte päbstliche Monarchie einen solchen Riß zu machen, den alle Künste in den folgenden Zeiten nicht mehr ergänzen konnten. Hätte ich das Ruder der Kirche damals

in den Händen gehabt, ich wollte Euer Meister worden seyn. Ich hätte Euch bey Zeit, da Ihr noch Hochachtung und Ehrfurcht vor dem Stuhl Petri hattet, nach Rom berufen, in Freundschaft mit Euch communicirt, Euch liebreich belehrt und wieder auf den rechten Weg gebracht, ohne zu den Bannstralen meine Zuflucht zu nehmen. Ja ich würde mich so gar Eures Raths in manchen Stüken zur Abstellung offenbarer Mißbräuche und Verbesserung solcher Dinge, die augenscheinlich einer Verbesserung nöthig haben, bedient und dardurch die gänzliche Trennung der christlichen Gemeinden, über die man nun seufzet, gewiß verhütet haben. Was gilts, Ihr würdet Euch anders besonnen haben, und nicht so weit gegangen seyn, als Ihr gegangen seyd? Ich scheue mich nicht, mich so herauszulassen, und die Handlungsart meines Vor-

fahren zu tadlen. Wenn ich auch noch lebte, so wäre ich nicht der erste Pabst, der das wieder umstiesse, was andere vor ihm festgesezt haben. Mein Nachfolger, Pius VI. mag sich krümmen, wie er will, so wird er in einen sauren Apfel beißen, und Aenderungen vornehmen, wenigstens geschehen lassen müssen, die der bisherigen Praxi in der Römischen Kirche schnurstraks zuwider sind. Ich sollte an seiner Stelle seyn! Die Aufhebung des Jesuiterordens müßte mein kleinstes Werk heissen. Ohne in hohem Alter nach Wien zu reisen, und einem Potentaten, der, er mag übrigens von dem Pabst denken, wie er will, sich doch immer noch eine Ehre daraus macht, ein gehorsamer Sohn des Nachfolgers Petri zu seyn, zu schmeichlen, wollte ich alles ins Werk sezen, was ich dem Besten der Christenheit verträglich und meiner Würde gemäß

måß hielte. Darinn sollte mich niemand irre machen. Da es seit meinem Absterben in der Christenheit so aussieht, wie es aussieht, und sich indessen Dinge zugetragen haben, die noch vor 10 Jahren kein Mensch erwarten konnte, so müßte es ein Wunder seyn, wenn nicht Italiänische Künste über deutsche Macht, wenn sie auch mit zusammengesezten Kräften würkten, siegen sollten. In den wenigen Jahren meiner Regierung wußte ich die weltliche Machten, mit denen mein Vorfahrer, Klemens XIII. wenn ihm schon feine Köpfe zur Seite stunden, nicht fertig werden konnte, so an der Hand zu führen, daß sie nicht wußten, wie ihnen geschah. Sie stunden mir zu Befehl, und glaubten über mich zu herrschen. Hätte mir der H. Petrus das Leben länger gefristet, und mich die Jesuiten, nach dem Ausdruk eines

losen Vogels in einem wohlausgedachten Gedichte als einen Jansenisten, nicht allzufrühzeitig dem Paradieß zuwandern heissen; (das ganze Gedicht füge ich bey dem Beschluß meines Briefs an) so sollte der nasweise Schriftsteller, der behauptet hat, mit Benedikt XIV. seye die ganze Hoheit des päbstlichen Stuhls zu Grab getragen worden, mit Schimpf bestanden seyn. Die neue Verordnungen, die ohne Zweifel Pius dem VI. nun den Angstschweiß austreiben, und ihm bey aller Ehre, die ihm in Wien widerfährt, keine ruhige Stunde lassen werden, wären unterblieben; und der Stuhl Petri, der nun ziemlich zu wanken scheint, müßte noch bis auf diese Stunde mit aller derjenigen Würde, die ihm von Gottes und Rechtswegen gebühret, über alle Thronen Europens, ja der ganzen Welt, sein Haupt emporheben, und je länger,

je mehrere Nationen der Erde müßten sich zu demselben versammlen, und zu dem Fußschemel des Fürsten der Apostel anbeten. Dazu aber hat es nun gegenwärtig kein Ansehen. Es ist, als ob Ihr von den Todten auferstanden wäret, und in manchen Kabineten arbeitetet, so wenig Euer Name bey der katholischen Welt im Seegen ist. Katholiken und Lutheraner stossen die Köpfe bey denen gegenwärtigen Aspekten zusammen. Jenen ist bange, daß man darauf umgehen möchte, ihrem alten Glauben eine neue Gestalt zu geben: Diese frolocken darüber, und halten es für ein stillschweigendes Geständniß, daß sie nicht ganz Unrecht haben müssen. Ihr wisset, was in Deutschland seit kurzem in Ansehung mancher Punkte des altkatholischen Glaubens auf die Bahn gebracht worden ist. Die höchste Gerichtsbarkeit und Untrüglichkeit des

Oberhaupts der Römischen Kirche als Petri Nachfolgers und Christi Statthalters will man nnr in so fern noch gelten lassen, als sie den Unternehmungen der Fürsten nicht im Weg stehet. Die Nothwendigkeit des unbedingten Gehorsams gegen die Kirche wird bezweifelt, so bald von Dingen die Rede ist, in denen man der Kirche nicht gern Gehorsam leistet. So gute Gründe das Verbot des allgemeinen Gebrauchs der heiligen Schrift in der Muttersprache vor sich hat, so ist man doch auf dem Sprung, auch hierinn eine Aenderung zu machen, und, ungeachtet der Dunkelheit, Ungewißheit und Unzulänglichkeit derselben zum Glaubensgrund, ohne Beyhülfe der mündlichen Ueberlieferungen und Aussprüche der Kirche, solche den Layen ohne Unterschied und Ausnahme in die Hände zu geben. Die Klostergelübde von

so grossem Werth sie an sich sind, und so viel sie seit ihrer Entstehung Nuzen geschafft haben, so viel sie zur Ausbreitung der Kirche, zur Erbauung der Glaubigen, zur Bekehrung der Kezer, zur Aufrechterhaltung des Ansehens des Römischen Stuhls, und noch zu vielen andern wesentlichen Dingen in der Kirche beygetragen haben, fangen an, als Anstalten betrachtet und behandelt zu werden, deren man nicht nur ganz bequem, ohne Nachtheil der Religion entbehren können, sondern die man gar, wenn man recht für das Christenthum sorgen, und zugleich den Bedacht auf das Beste des Staats nehmen wolle, austilgen müsse. Die Kirche hat aus weisen Ursachen vor mehreren Jahrhunderten die Ehelosigkeit der Geistlichen festgesezt, und sich indessen wohl dabey befunden. Nur unkeusche und geile Böke, denen es nicht darum zu thun war, um die edle Gabe der Enthaltung

zu beten, haben sich darüber beschwert, und Stümper in der Staatskunde, die immer viel von der Bevölkerung der Länder und von der Beförderung derselben zu schwazen wissen, und mit ihren Stelzen über den Zaun, der den Schafstall der Kirche umgibt, mit Gewalt hineinsteigen wollen, gehen darauf um, den Cölibat der Priester abzuschaffen, um diese von der Sorge für das Heil ihrer eigenen und der ihnen anvertrauten Seelen abzuziehen, sie mit der Welt und den irrdischen Angelegenheiten zu verwikeln, den Staat mit Bettlern zu überschwemmen, deren er ohnehin schon genug hat, und auf diese Art ganz unvermerkt den Glauben selbst von der Erde zu verbannen. Wo wird es noch mit der rechtglaubigen Kirche hinkommen, wenn es auf diesem Fuß fortgeht; wenn die Fürsten in solchen Dingen nur machen und vorkehren dürfen,

sen, was ihnen einfällt, ohne dem Statthalter Christi, den es doch eigentlich und allein angeht, nur ein gutes Wort darum zu geben? Hintennach ist es zu spat, erst widersprechen zu wollen, wenn die Sachen schon im Gang sind. Rom sollte **vorher** gewehrt und es nicht so weit haben kommen lassen, als es nun gekommen ist. Ich zweifle, ob alles wieder in die alte Wege eingeleitet werden kann, wenn man sich auch noch so grosse Mühe gibt. Das Beste bey diesem allem ist noch das, daß man gewisse Hauptlehren unsrer Kirche bisher noch unangetastet gelassen hat: Z. E. von der Beschaffenheit und der Verdienstlichkeit des Glaubens und der guten Werke; von der Genugthuung und Rechtfertigung durch dieselbe; von der Hinlänglichkeit des natürlichen Vermögens zur Vorbereitung und Mitwürkung dabey; von der Möglichkeit der Ueberlassung solcher Verdienste an andere;

dere; von der Anrufung der Heiligen; von dem Unterschied der Sünden an sich betrachtet, und ihrer Erlaßlichkeit; von den Gnadenmitteln; von der wesentlichen Verwandlung im Abendmahl, und von der nothwendigen Anbetung der sichtbaren Zeichen in diesem Sakrament; von der Verdienstlichkeit eines eigentlichen unblutigen Versöhnopfers, und der rechtmäßigen Entziehung des Kelchs in demselben: von der Nothwendigkeit der Ohrenbeichte, und der genauen Erzählung aller Sünden in der Beichte: von der nothwendigen Verrichtung des Gottesdiensts in lateinischer Sprache: von der Verbindlichkeit der Aufsäze der Kirche von Fasten, Unterschied der Speisen, Büssungsübungen, Hersagung gewisser Gebetsformeln, Verehrung der Bilder und Ueberbleibsel der Heiligen, auch der Wallfarthen — ich will nicht alle nahmhaft machen — diese Lehren stehen noch auf ihrem alten

guten Grund: wenigstens hat sich, so viel ich weiß, noch kein ächtkatholischer Lehrer gelüsten lassen, Zweifel dawider vorzubringen, oder die Richtigkeit solcher Lehrsäze gar zu bestreiten. Ein noch gutes Anzeigen, und ein sicherer Beweiß, daß die Hofnung, womit sich vielleicht manche Unkatholische schmeicheln, daß das Ende der Römischkatholischen Kirche vor der Thür und es an dem sey, daß die Lutherische Religion die herrschende werden werde, eine leere und bodenlose Einbildung ist. So wenig mir natürlicher Weise das gefällt, daß die weltlichen Machten in den oben angezeigten Punkten sich so viel herausnehmen; so wenig ist mir in der Hauptsache bange für die Beybehaltung des christkatholischen Glaubens; und so wenig haben die Lutheraner und sogenannte Reformirte Ursache, sich aus diesen Erscheinungen etwas günstiges für ihre Religion zu prognosticiren; oder

diese

diese wenige und, wenn mans beym Licht besieht, die Hauptsache nicht betreffende Neuerungen für ein stillschweigendes Geständniß von unserer Seite zu halten, daß sie nicht ganz Unrecht haben. Man wird am Ende sehen, daß sie nichts hiebey gewinnen, und wir nichts verlieren werden. Der Unterschied zwischen diesen beyden Religionsparteyen bleibt immerhin noch groß genug, und so groß, daß keine Gefahr ist, sie möchten unvermerkt zusammenschmelzen. Ihre Kirche wird ohnehin alle Tage kleiner, und die unsere vermehrt sich zusehens durch Proselyten aus allen Ständen, zum augenscheinlichen Beweiß, daß die Wahrheit auf unserer Seite ist. Durch Eure angebliche Kirchenverbesserung sind zwar dem Päbstlichen Stuhl ganze Königreiche entzogen worden, England, Schweden, Dänemark, ein ansehnlicher Theil von

Deutsch-

Deutschland. Aber er hat dagegen in andern Welttheilen noch so grosse Königreiche gewonnen, die durch die Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Eifer unserer Mißionarien, die Rom millionenweis aussendet, zu dem katholischen Glauben bekehrt worden sind. Die Abbteyen, Probsteyen, Bisthümer und Erzbisthümer, Stellen bey den Domkirchen, die einträglich genug sind; die Kardinalswürde, lauter Dinge, die bey den Protestanten nicht anzutreffen sind, sind eben so viele Reizungen für unsere Religionsverwandte, unsere Kirche nicht zu verlassen, als für die Eurige, sich zu der unsrigen zu wenden; und daß ich hierinn Recht habe, bestätigt die Erfahrung. Wo hat das Lutherthum solche Lokspeise aufzuweisen? Tritt ein Gelehrter von Eurer Kirche zu der unsern, so ist sein Glük gemacht, wenn er vorher als Lutheraner, in Schmach

und

und Verachtung, Armuth und Elend gelebt hat. Hingegen haben es gewiß schon viele 100 Unbesonnene von unserer Kirche mit bittern Thränen bereuet, daß sie von uns abtrünnig worden sind, weil es in der Lutherischen ganz und gar an Anstalten fehlet, Conversiten recht zu versorgen. Wenn ich auch keine andere Gründe hätte, als diesen einzigen, so wäre er mir zureichend, die Lutherische Kirche nicht für die wahre zu halten, da sich die Glieder derselben nicht einmal Mühe geben mögen, Proselyten zu machen, und wenn auch einige ungebeten kommen, solche kaum über die Achsel ansehen, ja gar, wie es davon an Beyspielen nicht fehlt, wieder dahin laufen zu lassen, wo sie her gekommen sind. Dafür hättet Ihr, lieber Doktor Martin, wenn Ihr hättet ein rechter Reformator seyn wollen, auch besser sorgen sollen. Dieser

Um-

Umstand macht Euch wenig Ehre. Der Stifter einer neuen Religion — dergleichen wolltet Ihr doch seyn — muß sich äusserst angelegen seyn lassen, sich so viele Anhänger zu verschaffen, als möglich ist, er muß es auf allerhand Art und Weise versuchen, seine Sekte durch zahlreiche Bekenner in Ansehen zu sezen, damit sie sich über ihre Nebenbulekinnen empor schwinge, ja, wo möglich, gar keine neben sich dulde und aufkommen lasse. Genug! Ihr wußtet mit der Sache nicht recht umzugehen, da Ihr die Hand ans Werk legtet, der Kirche, die in Euren Augen einer Verbesserung bedurfte, darzu zu verhelfen. Mir würde es besser gelungen seyn; so wie ich glaube, daß, wenn ich gegenwärtig auf dem Stuhl Petri säße, die Sachen anders gehen müßten, als sie gegenwärtig zu gehen scheinen. Doch diß sey nicht zum Nachtheil des

grossen Braschi geschrieben, dem es an grossen Einsichten, an Muth und Entschlossenheit keineswegs fehlt, wie die Vorfälle seiner nun 7 jährigen Regierung genugsam beweisen. Ich wünsche ihm nicht nur den allerglüklichsten Erfolg seiner Maßregeln, den er immer wünschen kann; sondern werde es ihm auch, um der Ehre des apostolischen Stuhls, um des Besten der katholischen Kirche und um seiner eigenen Würde willen gönnen, wann er nicht mit blosser Hofnung, nicht umsonst gereißt zu seyn; sondern mit würklich zufriedenem Herzen von Wien nach Rom zurükreißt. Ich erwarte Antwort auf dieses Schreiben, und lege nur noch das Gedicht auf mein Absterben bey, wovon ich oben Anregung gethan habe:

Auf den Tod Klemens XIV.

Als gegen das Verdienst zu hart
Der Sensenträger unerwart't
Zum guten Klemens sagte: Sterbe!
Da wallte der Erlauchte Held
Mit Ruhm umstralet in sein Erbe,
Hinauf zu Gottes Freudenwelt.
Sankt Peter sah' ihn nah'n, und lief
Schon mit dem Schlüssel nach der Pforte:
Doch hizig sprang von seinem Orte
Sankt Ignaz auf, hielt ihn, und rief:
Wißts, alle Engel, Heil'ge, wißts,
Der Klemens ist ein Jansenist,
Und die von diesen Kezereyen,
Gehören, wie's natürlich ist,
Nicht hin, wo wir uns, Fromme, freuen.
Mit nichten, sprach Sankt Peter drauf:
Freund Ignaz, daß dich's nicht verdriesse,
Ihn schikt von seinem Herrscherlauf,
So heißt es, die Gesellschaft dein!

Daß er die Seeligkeit geniesse,
Herauf nach unserm Paradiese.
Kann das ein Jansenisté seyn?

II.

Luther an Ganganelli.

Schönen Dank für Eure Zuschrift, die ich mit grossem Bedacht gelesen habe. Ihr habt von der Brust weg mit mir gesprochen, und mir nichts vorenthalten, wenn Ihr schon hättet vermuthen können, daß es mir mißfallen würde. Solche Leute habe ich in meinem Leben geliebt. Es ist der Ton, nach welchem auch mein Temperament gestimmt war. Darnach richtete ich mich im denken, reden und handeln. Freylich legte ich damit wenig Ehre ein.

Seys

Seys drum! Ich erreichte doch meine Absicht: und wenn die von Eurer Parthie noch so viel Aufhebens von meiner Grobheit, besonders wenn ich es mit Königen und Fürsten, z. E. dem König von England, Heinrich VIII. und mit Euren Vorfahren auf dem päbstlichen Stuhl, Leo X. und andern zu thun hatte, machen, so reut mich doch gegenwärtig keine Sylbe von alle dem, was ich geredet und geschrieben habe. Was ich that, that ich der Wahrheit zu lieb und Gott zur Ehre: und die Bekenner des durch mich wieder aus dem Schutt hervorgezogenen Evangelii danken noch meiner Asche für meinen Muth in Behauptung der Wahrheit, und in Bestreitung der seelengefährlichen Irrthümer, und der für Kirche und Staat verderblichen Lehren, womit mehrere Jahrhunderte hindurch die ganze christliche Welt vergiftet war,

 und,

und, wobey sie, wenn Gott mich nicht erweket hätte, dem Verderben zu steuren, ohne Rettung verloren gewesen wären. Mich wundert in meinem gegenwärtigen Zustand nichts so sehr, als daß Ihr in Eurem Schreiben die nämliche Sprache noch redet, die Ihr ehemal auf dem Stuhl Petri, wie die Anhänger Eurer Kirche sich auszudruken pflegen, wenn Ihr auch schon in Eurem Herzen anders dachtet, wohl reden mußtet. Ich hätte Euch unter denjenigen Päbsten vermuthet, die bey ihrem ohne Zweifel sehr bedenklichen und verfänglichen Posten, wenn ihnen das Heil ihrer eigenen Seele nur noch ein wenig am Herzen lag, sich damit noch zu retten suchten, daß sie an dem Ende ihres Lebens mit Scham und Reue auf ihr Pontifikat zurük sahen, und sich einzig und allein mit Verfluchung alles des Bösen, das sie als

Päbste gethan hatten, der Barmherzigkeit Gottes überliessen. Ich finde aber etwas ganz anders in Eurem Brief. Ihr habt den Pabst in Mund und Herzen mit aus der Welt genommen: Ihr sprechet noch aus dem hohen Ton, den man in dem Vatikan gewohnt ist, seit dem Ihr von dem sterblichen Leibe enthüllet seyd: da von Rechtswegen Eure Begriffe sich bisher weit mehr sollten aufgeklärt haben. Die That, wodurch Ihr Eure Regierung denkwürdig gemacht habt, ich meine die Aufhebung des Jesuiterordens, liesse mich ganz andere Gesinnungen von Euch erwarten. Dieser Orden wurde noch bey meinen Lebzeiten von dem heillosen Schwärmer, Ignaz Loyola, gestiftet, und nur 6 Jahre vor meinem Absterben von Pabst Paul III. bestätigt. Ohne Zweifel war die Absicht dabey, die Römische Religion, der ich durch

 die

die Reformation einen empfindlichen und noch bis auf diese Stunde nicht verschmerzten Stoß beygebracht hatte, vor ihrem völligen Umsturz zu sichern. Kein Orden hat würklich bessere Dienste hiebey gethan, als die Jesuiten. Da Ihr nun, wie Ihr mir selber eingestehet, Euch von ganzem Herzen und ohne allen Zwang dazu entschlossen habt, dieser Gesellschaft, der die christliche Welt so gut entbehren kann, den tödtlichen Streich zu versezen, und Ihr ganz gewiß hauptsächlich deswegen die dreyfache Krone davon getragen habt, weil man sich von Euch, als einem Minoriten und gebornen Feind der Jesuiten zuverläßig versprach, daß Ihr in die Absichten der Bourbonischen und anderer diesen gleichgesinnten Höfe eintreten würdet, man sich auch würklich in seiner von Euch gefaßten Hofnung nicht betrogen fand, so hätte ich nicht weniger

niger vermuthet, als an Euch einen solchen Widersacher der Unkatholischen zu finden, und ich hätte Euch so gar nach andern datis zugetraut, daß Ihr nach Eurer unparteyischen Gedenkungsart und verbindlichem Betragen auch gegen andere Religionsverwandte, das man während Eurer päbstlichen Regierung häufig von Euch rühmte, wohl gar, noch ehe die Aufhebung des Jesuiterordens ganz vergessen seyn würde, die Hände zu einer gründlichen Verbesserung Eurer Kirche, nach allen Theilen, großmüthig bieten, und Euch keine Rucksicht auf Euer eigenes Interesse, auf Eure irrdische Hoheit und Macht, mit Einem Wort keine unlautere Absichten daran hindern lassen würdet. Wer sollte nicht die beste Hofnung von Euch gefaßt haben, da Ihr die berüchtigte Bulle in Cœna Domini abschafftet, diese grosse Schiedwand zwi-

schen der katholischen und andern Kirchen, die man nur lesen darf, um mit Abscheu und Schreken vor dem päbstlichen Hof erfüllt zu werden? Ein evangelischer Gelehrter hat darüber ausführlich kommentirt, und die ganze lutherische Kirche hat Ursache, ihm für diese Arbeit sehr zu danken, da er einen Unterricht ertheilet hat, der ein Wort ist, geredet zu seiner Zeit. Das bekannte Buch des verkappten Febronius kam noch unter der Regierung Eures Vorfahren, Klemens XIII. heraus. Des Verfassers, dessen wahren Namen man nun zuverläßig weiß, Absicht war, wie man aus dem ganzen Innhalt schliessen kann, keine andere, als die monarchische Regierungsform in der Kirche zu bestreiten, der übertriebenen Hoheit des Pabsts Schranken zu sezen, und der durch dieselbe erniedrigten Gewalt der Bischöffe wieder aufzuhelfen.

Er mahnt seine Leser von neuem mit Anstand und Würde an das, was in vorigen Zeiten von Bernhardo und Gerson, und vor nicht gar langen Jahren von Edmund Richer, du Pin, Natalis Alexander, Bossuet und andern in dieser Materie bezeugt worden ist; das wiederholt er mit vieler Freymüthigkeit, und sucht die Rechte der Bischöffe wider die ungerechte Eingriffe des Römischen Stuhls zu vertheidigen. Um mit dieser seiner Behauptung solcher Säze, die unmöglich in den Ohren der paßionirten Anhänger des Pabsts angenehm lauten können, nicht allzusehr anzustossen, gibt er vor, die wahre Absicht, warum er dieses Buch herausgegeben, seye, den Frieden wieder in der Kirche herzustellen, der bloß durch den Haß gegen den päbstlichen Stuhl, und die zügellose Macht der Päbste vertrieben worden seye.

Man dörfe nun nur die Macht der Päbste gehörig einschränken, so falle der Haß der Protestanten gegen die Römische Kirche weg, so würde nichts leichter seyn, als zwischen beyden eine Vereinigung zu stiften. Klemens XIII. mag Gift und Galle wider diese Schrift gekocht haben, der Pabst, dessen Eifersucht, wenn man seine Krone antasten wollte, nichts gleich kam. Man bemühte sich ernstlich, das Buch zu unterdrüken, und sezte es unverzüglich in das Verzeichniß der verbotenen Bücher, in denen auch natürlicher Weise mein Name pranget. Unter Eurer Regierung aber war alles davon still. Ich glaubte, das sey ein Beweiß von Eurer gemäßigten Gesinnung und Liebe zur Wahrheit, der Ihr alles in der Welt, auch das liebste, Euren irrdischen Glanz und Hoheit, aufzuopfern bereit seyet. Aber darinn finde ich mich nun betro-

gen. Ganz gewiß habt Ihr in der Stille schon daran gearbeitet, das zuwege zu bringen, was endlich Eurem Nachfolger, Pius VI. gelungen ist, nämlich den Febronius zum Widerruf zu bewegen, und dardurch den bösen Eindruk, den seine Schrift in der ganzen katholischen Kirche gemacht hat, wieder auszutilgen. Ihr seyd also eben den Grundsäzen Eurer Vorfahren, wie ich aus jedem Wort Eures Briefs schliessen muß, vollkommen getreu gewesen und geblieben. Eure Duldsamkeit und verbindliches Betragen gegen andere Religionsverwandte, z. E. Engländer, die bey ihren häufigen Reisen nach Rom nicht versäumten, Euch ihre Aufwartung zu machen, war bloß etwas äusserliches, und gieng nicht von Herzen; und ich sehe wohl, wenn Ihr an Pius VI. Stelle wäret, so würde Joseph noch mehrere Hindernisse finden,

den, seine Absichten durchzusezen, als er würklich findet, und Ihr würdet es Euch zur Ehre und Pflicht machen, ihm so viel an Euch wäre, die Hände zu binden, damit er in seinen dem Vortheil des Staats so nüzlichen Vorkehrungen nicht weiter fortschreiten könnte. Es ist also, wenn ich meine Meinung offenherzig sagen soll, ein Glük für den Kaiser, daß Ihr nicht mehr am Ruder der Kirche sizet. Die Vorsehung, die ihre Hand überall hat, und die auch aus den Vergehungen der Menschen etwas gutes hervorzubringen weiß, hat Euren frühen Abschied aus der Welt, da Ihr Alters halber wohl noch mehrere Jahre hättet leben können, weißlich zugelassen, um dem Fürsten, dem man nicht schmeichelt, wenn man ihm den grossen Namen eines Menschenbeglükers gibt, den Weg zu bahnen, Glük und Seegen unter seinen Untertha-

thanen auszubreiten, und zu dem Ende gewisse Vorkehrungen zu treffen, die zwar dem ersten Anblik nach, keine Sache für weltliche Regenten sind, aber wozu ihnen doch, wenn man der Sache auf den Grund sieht, die Befugniß nicht abgesprochen werden kann, weil sie einen unmittelbaren Einfluß auf die Glükseeligkeit des Staats haben, deren Beförderung doch einem jeden Oberherrn, der seine Pflichten kennt, und dem die treue Beobachtung derselben heilig ist, durchaus am Herzen liegen muß. Ich rechne mirs zur Ehre, daß Joseph Dinge ausführt, auf die ich ehemal, da ich in der Welt auftrat, und dem Pabstthum den Krieg ankündigte, auch gedrungen habe. Ein neuerer Schriftsteller hat in wenigen Bogen: Joseph und Luther, den Punkt ziemlich getroffen, so wahr es übrigens ist, daß bey allen den Unter-

neh-

nehmungen in der katholischen Kirche, wodurch sich die gegenwärtigen Tage auszeichnen, diejenige sich sehr betrügen, die sich Hofnung machen, nun bald die katholische und evangelische Kirche miteinander vereinigt zu sehen. Nein! dazu hat es nach dem Urtheil derer, die scharf und weit sehen, noch keinen Anschein. Die Verbesserungen in Eurer Kirche, so scheinbar sie sind, gehen nicht auf die Hauptsache. Und Ihr gestehet mir ja selbst in Eurem Schreiben ein, daß bey aller der Neurungssucht, von der sich Fürsten und ihre Ministers hinreissen lassen, bey allen den neuen Anstalten, die, besonders in den österreichischen Staaten seit ein paar Jahren in Absicht auf verschiedene Dinge gemacht worden sind, dennoch der Grund der katholischen Kirche noch feste stehe, und sich vor dem Umsturz nicht zu fürchten habe. Freylich werden Katholiken,

liken, die den Titel der oben angeführten Schrift zu Gesicht bekommen: Joseph und Luther, den Einfall haben, der Kaiser wolle etwas von mir lernen, oder seine Unterthanen gar zu Lutheranern machen. Manchen mags herzlich bange seyn. Aber so ist es nicht gemeint. Dafür haben sie keine Gefahr. Diese Unternehmungen, so fürchterlich sie in den Augen der Anhänger des römischen Hofs (ich mache einen Unterschied unter dem römischen Hof und der katholischen Kirche) immer seyn mögen, betreffen nicht das Herzblatt der Religion, sondern müssen nur in dem Gesichtspunkt der Staatskunst, die sich um theologische Lehrsäze und die Zänkereyen der Gottesgelehrten darüber nicht bekümmert, betrachtet werden. Und das ist auch die Ursache, warum meine Religionsverwandten nicht gar klug denken würden, wenn sie sich einbildeten, was geschehe,

geschehe ihnen zu Gefallen. Eifrige Päbstler mögen sich meinetwegen mit der Hofnung schmeicheln, diese ihrer Meinung nach in der Irre laufende Schaafe bald mit Sehnsucht dem Schafstall der katholischen Kirche zueilen zu sehen. Aber wahren Lutheranern kommt der Gedanke davon nicht in den Sinn; und Josephs Duldsamkeit hat auch einen ganz andern Endzweck. Er will seine Staaten bevölkern, Fabriken, Manufakturen, Ackerbau, Handlung in Aufnahme bringen: und weil er wohl weißt, daß Toleranz allein zu diesem Ziel führt — der Augenschein lehrt das in Holland — so läßt er sich das Geschrey und die Protestation derer in seiner Kirche, die, wenn sie nur den Namen eines Unkatholischen hören, braunroth im Gesichte werden, nicht irren, sondern wandelt seinen Weg getrost fort, als der grosse Menschenfreund, und als ein wahrer

Nach-

Nachahmer Gottes, der seine Sonne scheinen läßt über böse und gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Ganz gewiß wird auch diese Toleranz einer von den Gegenständen der Klagen seyn, die Pius VI. in Josephs Schooß ausgeschüttet haben wird: ich denke aber, ohne Frucht. Wenn es schon ein Hauptzug in dem Charakter **Eurer** Kirche noch bis auf diesen Tag ist, intolerant zu seyn, und anders denkende, zwar nicht mehr so offenbar und grausam, wie ehmal, aber immer noch, heimlich, unter der Hand und mit so feinen Künsten, wie einstens Julian der Abtrünnige die Christen, zu plagen, zu verfolgen, und ihnen weh zu thun; so ist doch der Kaiser, so ein guter Katholike er ist, weit davon entfernt. Anstatt andere Religionsverwandte zu verfolgen, ladet er sie mit Leutseeligkeit und Gnade in seine Staaten ein, gönnt denen, die bereits darinn

inn sind, die Freiheit, Gott nach ihren Einsichten und Gewissen zu dienen, warnet sie nur vor der Bekehrungssucht, schränkt aber auch den Muthwillen der Priester ein, die es sauer ankommen will, zu glauben, daß Leute, die anders in Glaubenssachen denken, als sie, doch gottesfürchtige Menschen und gute Bürger seyn können. Vermuthlich werde ich, mein trauter Ganganelli, mit diesen Reflexionen nicht wohl bey Euch ankommen. Nicht wahr, diese Toleranz würdet Ihr, wenn Ihr noch auf der Erde zu befehlen hättet, es koste, was es wolle, nicht aufkommen lassen? das glaube ich gerne. Die Minoriten, von deren Orden Ihr waret, sind, wenn von Verfolgung der Kezer die Rede ist, eben so eifrig, als die Jesuiten immer waren, die Ihr abgeschachtet habt. Ja die Verfolgungssucht ist Eurer Kirche so eigen, daß auch Eure eigene Glaubensgenossen sich

zu

zu fürchten haben, wenn sie nur merken lassen, daß sie nicht so vom Pabst denken, wie man es zu Rom verlangt. Ihr wisset, was dem berühmten Geschichtschreiber von Neapel, dem Giannone, begegnet ist, der die Rechte der Fürsten zu warm wider die Beeinträchtigungen des Römischen Hofs vertheidigte. Ihr wisset das Schiksaal des vortreflichen Paul Sarpi, des grossen Verfassers der tridentinischen Kirchenversammlung. Diese zu verfertigen, hatte ihm der Rath zu Venedig die Papiere aller seiner Abgesandten und Abgeordneten bey derselben mitgetheilet, daß er die heimlichen Kunstgriffe und die Bestechung der Kirchenversammlung aller Welt vor Augen legen konnte. Dardurch ward der Römische Hof wider diesen Mann ganz rasend erbittert, besonders, weil er nicht im Stand war, seine Nachrichten fruchtbar und gründ-

 lich

lich widerlegen zu lassen. In der Venetianischen Serviten Kirche, wo Sarpi gewohnt, zeigt man auf einem Altar an dem Fuß eines Crucifixes einen kleinen Dolch mit der Beyschrift: Dei filio liberatori, und erzählt dabey, daß es derjenige Dolch sey, welchen die Römischen Meuchelmörder in seinem Gesicht steken liessen, und den er mit einem wizigen Ausdruk den Stilum romanum (den Römischen Griffel) zu nennen pflegte. Rom schont seiner eigenen Genossen nicht, wann es sich wegen würklicher oder eingebildeter Beleidigung rächen will. Wie jämmerlich war das Schiksaal des Ferrantes Pallavicini, der durch seine satyrische Schriften den Pabst Urban VIII. empfindlich beleidiget hatte. Er wurde dafür ohnweit Avignon auf der Reise aufgehoben, und nach einem Gefängniß von 13. Monathen enthauptet. Von der Grausam-

samkeit und Intoleranz gegen die Unkatholischen, die immer noch in Eurer Kirche Mode ist, muß ich Euch, da es Euch ohne Zweifel bisher unbekannt war, noch ein Beyspiel erzählen, das sich vor nicht gar 40. Jahren zugetragen hat. Ein gemeiner Mann aus dem Kanton Lucern in der Schweiz, der ehemal zu Sulzach in dem Kirchspiel Wollhausen wohnhaft war, hatte evangelische Bücher, lehrte nach denselbigen in seinem Hause heimlich und bekam einen Anhang von 80. Personen. Er wurde auf Befehl der Eydgenossen öffentlich erdrosselt und hernach verbrannt, und seine Anhänger aus dem Lande gejagt. Ein evangelischer Gelehrter redete von diesem Handel mit einem der Richter, stellte ihm die Billigkett der Toleranz vor, führte ihm auch das Exempel des Königs von Preußen zu Gemüthe, welcher eben zur selbigen Zeit den Katholiken erlaub-

 te,

te, eine Stiftskirche in seiner Residenz zu erbauen. Darauf antwortete der Richter: die Lucerner hätten keine gedingte Völker auf den Beinen, womit sie ihre Unterthanen in der Furcht erhalten könnten, wie der König von Preussen. Der Gelehrte versezte: so sollte man ihnen also den freyen Abzug angedeyhen lassen. Das könne nicht seyn, hieß es, mit der Zeit würde das eine gar zu grosse Lüke in das Land geben, da man ohnehin die Schweizerische Regimenter in Französischen und Sardinischen Diensten ergänzen müsse. Auf die Frage: ob man denn in Religionssachen so verfahren dürfe, und ob sich die obrigkeitliche Gewalt so weit erstreke, daß man sagen könne: **du must entweder das glauben, oder sterben!** war die Antwort: „die katholische Reli„gion könne keine andere neben sich lei„den, und wo sie die Oberhand habe, „müsse sie alle andere verdrängen.“

Wenn

Wenn dem also ist, versezte jener, so weiß ich nicht, was die Römische Kirche für Ehre von ihrer Religion hat. Herrscher und Buhler, war des Richters Antwort, können ihres gleichen nicht leiden. Was dünket Euch, Ganganelli, von dieser Unterredung? Beweißt sie nicht, was ich behaupte: In Eurer Kirche seye man gegenwärtig im mindesten nicht besser und duldsamer in unsern Tagen, als man es zu meinen Lebzeiten war, gegen die anders denkende; und daß Joseph, wenigstens in seinen Landen, gern die Verträglichkeit der verschiedenen Religionsverwandten empor bringen möchte, das werde einer von den wichtigsten Punkten gewesen seyn, worüber er mit seinem hohen Gast Unterhaltungen gepflogen hat. Der Schluß, den ich aus diesem allem ziehe, ist der: Die Aspekten in der katholischen Kirche mögen würklich so seltsam und bedenklich seyn, als sie wollen;

len: Die Neuerungen, die verschiedene weltliche Regenten, und hauptsächlich der Kaiser, in Kirchensachen bisher vorgenommen haben, und etwa noch ferner vornehmen werden, und worinn sie keine List und Gewalt von Rom aus, und wenn der Pabst in eigener Person alle katholische Höfe nach der Reihe, von Süden gegen Norden, und von Osten gegen Westen besuchen wollte, unterbrechen wird, mögen noch so auffallend seyn, so hat weder die katholische Kirche, als Kirche, noch die Lutherische etwas dabey zu gewinnen, oder zu verlieren. Die Katholische nicht: Diese bleibt in ihrem Wesen, wenn der Pabst noch so sehr heruntergesezt wird. Frankreich ist so gut katholisch als Spanien und Portugall, Böhmen, Ungarn, und das katholische Deutschland; und doch ist in jenem Königreich die Gewalt des

Pab-

Pabstes weit mehr eingeschränkt, als in den leztern Ländern; und der König sowohl, als die Bischöffe haben jederzeit in Frankreich ihre Rechte wider den Päbstlichen Stuhl mächtig vertheidigt. Was Joseph seit einigen Monathen über verschiedene Klöster verhängt hat, und noch weiter verhängen wird, bringt der katholischen Religion im Grund gar keinen Nachtheil. Die Religion, der Unterricht der Layen, die Versorgung der Kranken, die Berathung der Sterbenden, die Verwaltung der Sakramenten, diß alles kann ohne die Mönche, wenigstens ohne unzähliche Schaaren derselben, dergleichen in den katholischen Ländern bisher gewesen sind, in seiner richtigen Ordnung fortgehen: Und wenn wenige Jahre verflossen sind, so wird man in den österreichischen Staaten die Aufhebung von ein paar hundert Klöster kaum mehr merken, ausser in so fern, daß

der

der Nahrungsstand der Innwohner besser und blühender seyn wird, als vorhin, da die Mönche das ihrige redlich dazu beytrugen, den Staat arm zu machen, daß man in Fällen, da man sich unmittelbar nach Rom wenden mußte, nun diesen Umweg ersparen, und bey den Bischöffen in Zukunft geradehin suchen soll, was der Pabst bisher allein ertheilen zu können geglaubt hat, was geht das die Religion an? Bischoff in Rom und Bischoff in Deutschland, das ist, beym rechten Licht betrachtet, einerley, einer wie der andere hat die Macht von Gott, zu binden und zu lösen, zu erlauben, und zu verbieten. Daß bey diesem Umstand die Einkünften des Römischen Hofs ein wenig zu kurz kommen, das ist auch keine Glaubenssache, und ich sehe nicht, wie der Kayser, der es nun aus guten Ursachen so haben will, darüber in seinem Gewissen geängstiget

werden

werden könne. Christus hat Petro, da er ihm die Schlüssel des Himmelsreichs gab, kein Wort von grossen Revenuen gesagt, die ihm diese Schlüssel eintragen sollen. Es ist ja genug, daß der Pabst ein grosser Herr in Italien ist, der ansehnliche Staaten besitzt. Es hängt von niemand, als von ihm ab, sich wegen der ihm nun in den österreichischen Landen entzogenen Dispensationstaxen dardurch schadlos zu halten, daß er, wie jeder rechtschaffener und gegen seinen Unterthanen treugesinnter Regent Anstalten im Kirchenstaat macht, daß dieses von der Natur unvergleichlich geseegnete Land nicht mehr der Siz der Armuth, des Elends und Jammers, das Paradiß der Prälaten und Mönche, der Tummelplaz der päbstlichen Nepoten sey; sondern daß Akerbau, Manufakturen und Commercien darinnen blühen, und dadurch die Einkünfte des Hofs vermehrt werden. Die Welt

sagt

sagt es Euch noch zum Ruhm nach daß, wann Ihr länger gelebt hättet, es im Kirchenstaat dahin würde gekommen seyn. Bey dem Antritt Eures, wie Ihr zu reden pflegt, apostolischen Amts, war das Eure vornehmste Sorge, der päbstlichen Kammer, deren Schwäche Ihr wohl einsahet, aufzuhelfen. Eure Anverwandte überschüttetet Ihr nicht mit Reichthümern und Glüksgütern, wie Euer Vorfahrer, Klemens XIII. dessen Wohlthätigkeit seine Nepoten die Rezzonici, wohl empfunden haben. Ihr machtet Anstalten, daß das Getreide, ein wichtiger Handlungszweig, ausgeführt und der Anbau desselben erleichtert würde, das ganze Gebiet der Kirche sollte angebaut und das Volk zur Geschäftigkeit und und zum Fleiß ermuntert werden. Aber Euer frühzeitiges Absterben liesse diese schöne Aussichten nur zu bald wieder ver-

verschwinden, und der Kirchenstaat ist nun wieder in seinem vorigen Zustand. Vielleicht läßt sich Pius VI. doch die Versiegung der für seine Einkünfte ergiebigen Quellen dazu dienen, das ins Werk zu sezen, was Ihr zu thun entschlossen waret, und an dessen Ausführung Euch die Gesellschaft Jesu, wie ich für bekannt annehme, durch Eure allzu frühe und unvermuthete Beförderung nach Elysien gehindert hat. Daß Joseph den Layen in seinen Landen die Freyheit, die Schrift zu lesen, eingeräumt hat, scheint allerdings ein Unternehmen zu seyn, zu dem der Pabst nothwendig sauer sehen muß. Die Ursache ist gedoppelt. Einmal kann Pius VI. den päbstlichen Grundsäzen nach unmöglich einem Fürsten das Recht einräumen, in einer bloß geistlichen Sache ohne vorgängige Communication mit dem Oberhaupt der Kirche

etwas zu verfügen. Zweytens hat unfehlbar der freye Gebrauch der heil. Schrift, wenn er den Layen zugestanden wird, mehr als Eine höchstbedenkliche Seite für die katholische Kirche. Ihr wisset, daß das beynahe die Grundlage der durch mich unter dem seegnenden Beystand des Höchsten gestifteten Reformation war. So lang ich selbst noch mit der Bibel nicht recht bekannt gewesen bin, wie das der Fall im Anfang gewesen ist, so wollte die Sache nicht recht von statten gehn. Aber je tiefer ich da hinein schaute, ein desto grösseres Licht gieng mir auf; und je mehr ich Kenntnisse aus diesem göttlichen Buche schöpfte, desto mehr wuchs mir der Muth, auf dem angetretenen Wege unaufhaltbar fortzugehen, und auch die gröste Hindernisse unerschrocken zu überwinden. Der Kardinal von Cajeta, der mich

zum

zum Widerruf nöthigen wollte, konnte aus der einzigen Ursache schlechterdings nichts bey mir ausrichten, weil ich immer drauf beharrte, nur alsdenn gewonnen zu geben, wenn man mich aus der h. Schrift eines Irrthums über- führen könnte. Das war aber unmög- lich. Der Kardinal ließ sich weißlich nicht darauf ein, und so wurde ich in meinem Vorhaben je länger je mehr bestärkt. Ihr irret sehr, mein lieber Ganganelli, wenn Ihr glaubet, Ihr würdet, wenn Ihr an des be- meldten Kardinals oder an Leo X. oder Hadrians VI. Stelle gewesen wäret, eher mit mir fertig geworden seyn. Weder Drohungen, noch Schmei- cheleyen würden Euch zum Ziel bey mir geführt haben. Belehrung hätte allein etwas bey mir ausgerichtet; diese aber nahm ich nirgends woher an, als aus dem Wort Gottes, des allein

untrüglichen Lehrers. Schlüsse der Kirchenversammlungen, Dekrete der Päbste, Traditionen, und dergleichen Dinge, auch Aussprüche der Kirchenväter liesse ich nur in so fern gelten, in so fern sie mit der Bibel übereinstimmten. Entweder dachte ich, stimmen sie damit überein, oder nicht. In jenem Fall bedarf ich sie nicht; und in diesem achte ich sie nicht, sondern verwerfe sie getrost, als Lügen, die zum Teufel in die Hölle hineingehören. Nun machet Euch selber die Rechnung, ob Ihr damal bey mir zum Zwek gekommen wäret? Diesen Weg, sich bloß an die Schrift zu halten, priese ich anderen auch an, und das ists, was mir allein Anhänger verschafft hat. Man sahe, daß ich unpartheyisch zu Werk gieng, das brachte mir Kredit zuwege. Ich übersezte die Bibel in die deutsche Sprache, und gab sie den Leuten in die Hände. Nun giengen

jeder-

jedermann die Augen auf, das Eis war gebrochen, und Fürsten und Unterthanen erstaunten, da sie nun mit eigenen Augen sehen konnten, daß sie bisher, wie das unvernünftige Vieh, vom Pabst und der Geistlichkeit hin und her geführt worden waren. Es ist eine dumme und dem Augenschein widersprechende Lästerung, wenn man vorgibt: die Fürsten haben deswegen so begierig nach dem Evangelio gegriffen, weil sie durch die Reformation in den Besiz der Kirchengüter, und zur Oberherrschaft über die Geistlichkeit, unter deren hartem Joch sie vorher schmachten mußten, gekommen seyen. Die Kirchengüter wandten sie zum Besten der Kirchen und Schulen, und der Diener in denselben an; also gewannen ihre Kammer-Einkünfte nichts dabey. Daß sie aber froh waren, ihrer unerträglichen Dienstbarkeit, die sie sich vom Pabst und seinen Lieben Getreuen vor-

hin mußten gefallen lassen, los zu werden, wer will sie darum verdenken? Aber diese Behauptung hat auch dessen ungeachtet keinen Grund. Die Kirchenverbesserung war ihnen willkommen, weil sie in der h. Schrift Dinge sahen und lernten und erfuhren, die man bisher geflissentlich vor ihnen verborgen hatte, und weil sie merkten, daß man sie anstatt tröstlicher und für das Gewissen beruhigender Wahrheit mit elendem Stroh und Stoppeln abgespeißt hatte. Die Anwendung von diesem allen ist nun leicht auf das zu machen, daß der Kayser in seinen Staaten den Gebrauch der Schrift in der Muttersprache jedermann freygegeben, und vorher bey dem Pabst sich die Erlaubnißl, das zn thun, nicht ausgebeten hat. Die Anfrage unterließ er weißlich. Wer lange fragt, geht lange irre, und er konnte die Antwort, die abschlägige Antwort, voraussehen. Warum konn-

te

te und mußte er sie voraus sehen? Nicht nur deswegen, weil ihm der Pabst würde geantwortet haben; das sey ein Reservat des Statthalters Christi, woran ein weltlicher Regent die Hände, ohne sich schwerlich an der Hoheit des sichtbaren Oberhaupts der Kirche zu vergreifen, nicht legen dürfe, sondern hauptsächlich deswegen, weil es unmöglich ist, daß bey dem freyen Gebrauch der Bibel die Layen ihren Lehrern in Zukunft noch blindlings glauben können. Die Zuhörer werden nun in den Predigten ihrer Lehrer andere Dinge erwarten, als leeres Geschwäz, Schwänke und Possen, wovon Kirchen laut erschallten; sich nicht mehr begnügen, Geschichtchen von Heiligen, denen man die Erdichtung augenbliklich ansehen kann; Erzählungen von erlogenen Wunderwerken, von Reliquien, kindische Mährchen, anzuhören: sondern sie werden nach Unterricht und Erbau-

ung fragen, und Predigten hören wollen, dergleichen es in der Lutherischen Kirche gibt; und wenn die Pfarrer und Mönche anders lehren, als geschrieben steht, so werden sie von ihren Kirchkindern darüber gefragt und zur Verantwortung gezogen werden. Den Lehrern wird diese Kayserliche Vergünstigung zuerst nicht anstehen. Es ist um ihre faule Haut gethan, auf die sie sich bisher ruhig hinlegten, und, weil ihnen ihre Zuhörer alles glauben mußten, was sie ihnen vorschwazten, sich keine Mühe gaben, sich zum Unterricht der Layen hinreichende und dienliche Kenntnisse zu erwerben. Wie mancher hat vielleicht in seinem ganzen Leben die Bibel nie weder in der Muttersprache, noch in der lateinischen Uebersezung zur Hand genommen! Nun soll er erst anfangen, sich mit derselben bekannt zu machen. Wie wenige verstehen Griechisch und Hebräisch, um sie in der Ursprache le-

sen zu können? Und wo sind die, die sich entschliessen werden, diese Sprachen erst zu lernen? Ich behaupte, daß es in Eurer Kirche Kardinäle, Bischöffe, Prälaten, Doktoren, und andere Theologen in Menge gibt, die so viel von der Bibel wissen, als ich im Anfang, und so gar noch, da ich Doktor der Theologie wurde: Ich glaubte nämlich, die ganze Bibel bestehe bloß aus den Sonn- und Feyertäglichen Evangelien und Episteln. Unvermuthet traf ich in der Universitäts-Bibliothek zu Wittenberg ein Buch an, in dem weit mehr stunde als nur jenes, und da ich genauer nach sahe, war es die Bibel. Jener Bibliothekar in Turin disputirte mit einem lutherischen Gottesgelehrten erst noch in diesem Jahrhundert und behauptete, der Spruch: **Das geseegnete Brod, welches wir seegnen, ist das nicht**

die Gemeinschaft des Leibs Christi; der geseegnete Kelch u. s. w. stehe nicht in der Bibel. Wie erstaunte er, und wie schämte er sich nicht, als ihm der evangelische Theolog solchen auf der Stelle in der lateinischen Bibel zeigte. War dieses Buch einem so gelehrten Mann, als jener Bibliothekar war, unbekannt und fremde; wer wird sich wundern, wenn das der Fall bey manchen Weltgeistlichen und Mönchen ist, deren Wissenschaft, wie die Welt weiß, ohnehin sehr enge Gränzen hat. Wie bloß werden die Hirten, wenn die Bekanntschaft mit der h. Schrift unter ihren Heerden von Tag zu Tag zunimmt, vor ihren Schaafen erscheinen, und was können und müssen hieraus für die katholische Religion für mißliche Folgen entstehen! Ich muß bekennen, diese einzige Verordnung des Kaysers hat mehr auf sich, als man denken sollte.

sollte. Ich weiß, daß besonders in einer gewissen Gegend Deutschlands, wo Katholiken und Lutheraner nahe beysammen wohnen, das Mißvergnügen der katholischen Geistlichen darüber sehr groß ist. Diese haben sich gar schon verlauten lassen; sie werden in Zukunft ihre Zuhörer nicht recht mehr im Zaum zu halten wissen. Wenn sie die Schrift täglich in der Hand haben — das werde gewiß wenigstens im Anfang geschehen, wie die Neuheit der Sache nicht anders vermuthen lasse — so könne es nicht fehlen, sie finden viele Dinge darinn, aus denen sie schliessen werden, die Lutheraner haben in manchen Stüken so unrecht nicht: sie werden auch vieles darinn vergeblich suchen, das ihnen bisher ihre Geistlichen als ausgemachte Glaubenslehren vorgetragen haben. Der Abscheu vor den Kezern und Unkatholischen werde dadurch bey ihnen verrin-

gert werden, und es sey zu besorgen, die Anzahl derer, die von der katholischen zu der lutherischen Kirche übergehen, möchte mehr zu- als abnehmen. Diese Besorgniß ist nicht ganz leer. Hat das der Reformation, die ich veranstaltete, damal den grösten Eingang bey den Leuten verschaft, daß ich ihnen die Schrift in die Hände gab: so ist der Schluß leicht zu machen, was jezt zu erwarten seyn möchte. Doch — ich lenke mit meiner Besorgniß wieder ein — das Lesen der Schrift unter den Layen macht die Sache nicht allein aus. Wenn man den Leuten mit gründlichen Erklärungen und Anleitungen, die Bibel zu lesen, nicht zu statten kommt, so ist es beynahe nicht viel besser, als ob sie solche gar nicht läsen. Jede Sekte erklärt ohnehin anders, und am Ende lauft es auf den berühmten in der katholischen Kirche aufgestellten Saz hinaus, daß die

Kirche oder der Pabst, durch den der heil. Geist rede, der ächte und authentische Ausleger der Schrift sey. Man wird Bibelausgaben veranstalten, die mit solchen Glossen und Auslegungen versehen sind, daß der Unterschied zwischen einer katholischen und lutherischen Bibel groß genug seyn wird. Sehe ich die Sache auf dieser Seite an, und nehme das noch dazu, daß Joseph selbst bey dieser Verordnung die Absicht keineswegs gehabt haben kann, seine Unterthanen zu lutherischen Christen zu machen, sondern ihnen überhaupt zu mehrerer Aufklärung in Religionssachen zu verhelfen, und die geistliche zu veranlassen, daß sie sich, um dem Unterricht der ihnen anvertrauten Zuhörer desto eher gewachsen zu seyn, mit mehrerem Ernst und Eifer, als bisher ihre Gewohnheit war, auf das Studiren legen sollen, so finde ich mich in meiner

ner Meinung aufs neue bestärkt: Daß die katholische Kirche bey diesen neuen Vorkehrungen nichts gewinne, aber auch nichts verliere. Sie gewinnt nichts dabey. Aechte Lutheraner lassen sich nicht dardurch anloken, gemeinschaftliche Sache mit Eurer Kirche zu machen, oder sich gar zu derselbigen zu wenden; der verlarvte Febronius irrt sehr, wenn er in den Gedanken steht: nur die übertriebene Gewalt des Pabsts hindere die Evangelische noch, zu der katholischen Religion zu treten. Haben denn die Hugenoten in Frankreich deswegen mehr Ruhe genossen, weil man die Rechte der Bischöffe wider den Pabst vertheidigte? und ist nicht in Ansehung ihrer jeder Bischoff in seiner Diöces ein fürchterlicher Pabst, der sie verfolgt? Würde das Schiksal der Protestanten in Deutschland besser seyn, wenn weiter nichts geschähe,

schähe, als daß die Bischöffe, die der Römischen Kirche zugethan sind, eben so viel, ja noch mehr Freyheit erhielten, als die Französischen geniessen? Hätten wir nicht statt Eines Pabsts, der entfernt ist, viele in der Nähe, die sich vielleicht alle vom Verfolgungsgeist beherrschen liessen? Der Staat kann bey diesen neuen Verfügungen mehr gewinnen, als die Kirche; und auf diß ist es auch vom Kayser, so wohl mit seinen Anordnungen in Absicht auf Mönche und Klöster, als auch mit seiner Erlaubniß, die er den Layen gegeben hat, die Schrift zu lesen, und mit dem Befehl, sich in Dispensationssachen nicht mehr nach Rom, sondern an die Bischöffe zu wenden, angesehen. Aber eben so wenig verliert die katholische Kirche das geringste hiebey. Die Kirche besteht aus Lehrern und Zuhörern. Diese bleiben immer eben

die-

dieselbe, die sie vor diesen Neuerungen waren. Jenen thut der Kayser bey der Verwaltung der Gnadenmittel keinen Eintrag: Und diesen will er durch die Befugniß die Schrift auch in der Muttersprache zu lesen, nur zu mehrerer Aufklärung helfen, wofür ihm hoffentlich beyde Theile, wenn sie es recht überlegen wollen, danken werden. Die Lehrer, weil er ihnen gleichsam in die Hand arbeitet; und die Zuhörer, weil es doch allemal ein glüklicherer Zustand ist, Kenntnisse zu haben, als unwissend zu seyn. Eben so gewiß ist es aber auch, daß die lutherische Kirche weder Vortheil noch Schaden von allen diesen sonst so auffallenden Vorfällen in der Römischen Kirche haben wird. Sie hat sich aller dieser Dinge ganz und gar nicht anzunehmen. Ihre Glieder danken Gott, daß es ist, wie es ist, und lassen sich nicht träumen, sich jemal

mit

mit dem Römischen Hof, von dessen Oberherrschaft und Gerichtsbarkeit sie zu ihrem grossen Vergnügen loß sind, wieder auszusöhnen, da sie wohl wissen, daß sie die Rechte, bey deren Genuß sie sich so wohl befinden, nicht länger behaupten würden, wenn sie sich wieder mit dem Pabst einliessen. Sie haben keinen Vortheil davon. Man wird in der Römischen Kirche nicht toleranter gegen sie, wenn schon Joseph für seine Person duldsam ist, und gern einem jeden uneingeschränkte Gewissensfreyheit angedeyhen liesse. Er macht aber nicht die ganze katholische Kirche aus: und seine Bischöffe und Geistliche werden schon suchen, in geheim denen weh zu thun, denen der Kayser gern wohl thun möchte. Aber ich denke, sie werden auch keinen Nachtheil davon haben. Denn ihre Fürsten, ihre Ministers und Gottesgelehrte werden

hof-

hoffentlich auf ihrer Hut seyn, und sich von den Katholischen nicht sicher machen lassen. Man weiß, daß es Eure Kirche der Unsrigen noch bis auf diese Stunde nicht verzeihen kann, daß sie von derselben, als der angeblichen Mutter, ausgegangen ist. Wer denen von Eurer Parthie zu viel trauen wollte, würde sicher angeführt werden. Gewiß ists, daß die Friedensstifter der Römischen Kirche noch so fest an den Grundsäzen derselben kleben, als vor 200 Jahren, und daß die evangelische Wahrheit sehr zu kurz kommen müßte, wenn die Lutheraner auch nur das sanftere Joch, wie man ihnen vorspiegeln will, auf sich nähmen. Nein! solche dem Ansehen nach wohlgemeinte Vorschläge, dergleichen besonders der gute Febronius auf die Bahn gebracht hat, ermuntern vielmehr alle gutgesinnte Verwandte der evangelischen Religion, die christliche

Vor-

Vorsicht zu verdoppeln, die Kaltsinnigkeit gegen die Glaubenslehren abzulegen, an der Schrift, dieser einzigen, untrüglichen Richtschnur des Glaubens und Lebens festzuhalten, und die von unsern Vorfahren so theuer erworbene Gewissensfreyheit und Reinigkeit der Lehre mit keiner Nachsicht gegen die Römische Kirche zu vertauschen. In meinem nächsten Briefe, wenn ich anders auf diesen eine Antwort von Euch erhalten sollte, nehme ich mir die Freyheit, noch mehr hieher gehöriges beyzubringen. Gehabt Euch wohl!

III.

Ganganelli an Luther.

Elysium hat Eure spizige Feder noch nicht stumpf gemacht, wenn ich Euch schon nachrühmen muß, daß Ihr Euch etwas gelinder ausdrüket, als ich von Euch erwartet hätte. Der deutsche Ton herrscht ganz in Eurem Schreiben, der freylich feinen Italiänern auffallen muß. Doch achte ich Eure Aufrichtigkeit hoch, und so scharf Ihr mir auch widersprochen habt, so behaupte ich doch noch immer, daß, wenn ich, an statt Leo X. oder Hadrians VI. vor dritthalbhundert Jahren mit Euch zu thun gehabt hätte, wir gewiß gute Freunde geworden wären, und es zu der verdrießlichen

Trennung in der christlichen Kirche nicht gekommen seyn würde. Ich hätte Euch hier und da nachgegeben: Wie hättet Ihr es über das Herz bringen können, mich gar nichts gelten zu lassen? Und nicht wahr, wenn Ihr noch so halsstarrig gewesen wäret, so hätte Euch doch ein Kardinalshut mürbe gemacht, und Ihr müßtet zu einer Kongregation gezogen worden seyn, die ich niedergesezt hätte, um über die Verbesserung der Kirche zu berathschlagen? Da hättet Ihr Eurem Reformationsgeist freyen Lauf lassen, und Euch einen eben so grossen Namen machen können, als da sich nun eine ganze Parthie in der Christenheit nach Eurem Namen nennt, zugleich aber eine andere Euch flucht, und den Namen: Luther, nicht anders, als mit Abscheu und Verwünschungen nennen hört. Doch, das sind Dinge, die vorbey sind. Ich muß

Euch nun auf Eure Vorwürfe antworten, die Ihr mir mit einer anständigen Dreistigkeit gemacht habt, um welcher willen mir Eure Denkungsart noch verehrungswürdiger worden ist. Ich sollte nicht mehr, schreibet Ihr, in dem hohen Ton sprechen, den man in dem Vatikan gewohnt ist, seit dem ich die Hülle des sterblichen Leibes abgelegt habe; und meine Begriffe sollten sich indessen weit mehr aufgeklärt haben. Ihr sezet als erwiesen voraus, was erst erwiesen werden sollte: nämlich, daß ich als das sichtbare Oberhaupt der Kirche zu einem hohen Ton nicht berechtiget gewesen, und daß meine Begriffe einer mehreren Aufklärung bedürfen. Darüber erst mich mit Euch in einen Streit einzulassen, würde mich zu weit führen. Ich könnte Euch antworten: Der Reformationsgeist spreche auch noch aus Euch heraus, da

Ihr

Ihr, seit dem Ihr in Elysium seyd, hättet anders denken lernen-sollen. Meine Aufhebung des Jesuiterordens sehet Ihr nicht ganz auf der rechten Seite an. Von Loyola denket Ihr übrigens gerade, wie ich. Er war nichts besser, als ein Schwärmer. Nur spreche ich ihn und seine Absichten, von aller Bosheit frey, die doch der Hauptzug in dem Charakter seiner Religiosen war. Es ist wahr, als ein Minorite konnte ich den Jesuiten unmöglich hold seyn, und es war dem Interesse meines Ordens ganz gemäß, dieses Institut zu stürzen. Daraus folgt aber noch lange nicht, daß ich mir die Erhaltung und Ausbreitung der katholischen Religion nicht alles Ernstes habe angelegen seyn lassen. Vielmehr floß aus meinem System, zu behaupten, daß der Jesuiterorden bey weitem nicht die Stüze des päbstlichen Stuhls und der ganzen ka-

tholischen Kirche sey; ja daß, wenn er aufrecht erhalten werde, weit mehr Schaden, als Vortheil von demselbigen unserer Religion zuwachsen müsse. Die Bourbonischen Höfe dachten würklich auch so, ungeachtet sie in der Hauptsache mit mir nicht einstimmig waren, und ich nur aus Politik mich stellte, als ob ich in ihre Absicht vollkommen einträte. Kann auch ein Königreich in der Welt seyn, das der Römischen Religion eifriger ergeben wäre, als Spanien? Und doch drang der Hof zu Madrid am heftigsten darauf, die Gesellschaft Jesu zu vertilgen. Ein Feind der Jesuiten und der Unkatholischen zugleich seyn, schikt sich vollkommen wohl zusammen. Beydes zugleich zu heissen, hielt ich für wahre Ehre; und ich wäre ja nicht würdig gewesen, der Nachfolger Petri zu seyn, wenn ich nicht alle meine Kräften angestrengt

hätte, seinen Stuhl im Ansehen zu erhalten, und alles zur Ausbreitung der Römischkatholischen, allein wahren, Kirche beyzutragen. Ich hätte, fahret Ihr fort, die Hände zu einer gründlichen Verbesserung der Kirche, nach allen Theilen, großmüthig bieten, und mich keine unlautere Nebenabsicht auf mein eigenes Interesse, auf meine irrdische Hoheit und Macht daran sollen hindern lassen. Wenn ich empfindlich wäre, so müßte ich Euch diesen Einfall sehr übel nehmen. Ihr sprechet mir also den Willen ab, Verbesserungen vorzunehmen? War das nicht schon Verbesserung genug, für die mir die katholische Welt noch dankt, daß ich dem Orden, der den Königsmord unter die Verdienste rechnet, den Weg aus der Welt hinaus wiese? daß ich die Bulle in Cœna Domini abschafte — ein Verdienst, das Ihr mir selber nachrühmet —

met — Und wisset Ihr denn alles Gute, das ich während meiner kurzen Regierung bewürkt habe? Wie vieles brachte ich nur dardurch zuwege, daß ich allein regierte, weil ich sonst, wenn ich andere zu Rath gezogen hätte, gewiß an manchem Guten wäre gehindert worden. Die Thorheit traue ich Euch doch nicht zu, daß Ihr eine solche Verbesserung von mir erwartet habt, als Eure vorgegebene Kirchenreinigung war. Von dieser wollen wir einander mal sprechen. Ihr müßtet selbst sehr für Euch eingenommen seyn, wenn Ihr glaubtet, daß es keine Verbesserung auf der Welt gebe und geben könne, die nicht auf Euren Fuß eingerichtet sey. Und daß Ihr mir unlautere Absichten, Rukſichten auf mein eigenes Interesse, auf meine Hoheit und Macht beymesset, daran thut Ihr mir grosses Unrecht. Ich lebte, auch noch als Pabst so ein-

fach, als ob ich noch Minoritenbruder wäre; meine Tafel schränkte ich dergestalt ein, daß sie des Tags kaum 15 Paoli kostete, da Klemens XIII. mein Vorfahrer, täglich 14 Skudi darauf verwandt. Ich liesse sie durch meinen getreuen Layenbruder besorgen, der allemal kaum wußte, wo er Fleisch und Brod auf den andern Tag her nehmen sollte. Daß unter meinem Pontifikat Febronius seine Schrift nicht widerrief, haltet Ihr ebenfalls für einen Beweiß von meiner gemäßigten Gesinnung. Vielleicht dachtet Ihr gar, ich sey heimlich auf seiner Seite. Nein! so treulos handelte ich nicht an dem Amt, das ich bekleidete. Mein Stillschweigen war Verachtung des seuchten Schriftstellers, und Vorsichtigkeit, damit man nicht erst etwas aus dem Buch machen möchte, wenn der Pabst sein ernstliches Mißfallen daran bezeugte.

Ich lobe es an meinem Nachfolger, daß er darauf gedrungen hat, daß der nasweise Skribent sein verfängliches Geschmiere wieder zurüknehmen mußte: aber ich schämte mich, mich bloß zu geben, und zu thun, als ob ich mich dardurch für beleidiget hielte. Es ist nichts, als aufgewärmtes Zeug, das von päbstlichen Doktoren schon hundertmal in vorigen Zeiten widerlegt worden ist. Der Haß wider Rom führte dem Mann die Feder, weil ihm daselbst ein Strich durch die Rechnung gemacht worden, und ich konnte ihm ja die Freude lassen, sich so armseelig und unmächtig zu rächen. Mein höfliches und verbindliches Betragen gegen Leute von andern Religionen, z. E. Engländer, die mich in Rom besuchten, ist auch ein Punkt, worüber Ihr mir das Gewissen rühren wollt. Freylich dachte und handelte ich nicht so, wie Ihr,

da

da es Eure Gewohnheit war, alle, die in Religionssachen nicht einerley Meinung mit Euch hatten, kurzweg zu schelten und zu beschimpfen. Dardurch machtet Ihr manche von Euch abwendig, die sonst gewiß durch freundliche Worte zu gewinnen gewesen wären. Aus diesem Grund floß meine Leutseligkeit gegen Personen, die ich als Kezer äusserst haßte und verabscheute. Sie sollten herbeygelokt und ihnen dardurch zu verstehen gegeben werden, wie glüklich man unter einem solchen Regenten der Kirche seyn müsse, der so gar gegen anders denkende so herablassend und freundlich seyn könne. Meine Dulsamkeit war also, wie Ihr richtig saget, etwas äusserliches, und sollte ein Vehikulum seyn, die katholische Kirche auszubreiten, und die Zahl der Glaubigen unter meinem Hirtenstabe zu vermehren. Ob es nun aber so richtig

sey, was Ihr weiter behauptet, daß ich, wenn ich noch am Ruder der Kirche säße, mirs zur Pflicht und Ehre machen würde, dem Kayser die Hände zu binden, und ihn an der Erreichung seiner Absichten zu hindern, das ist eine andere Frage. Mit Gelassenheit, und ohne mich zu rühren, dem zuzusehen, was er thut, das wäre eine harte Aufgabe für mich. Wer verlangt von einem Vater, daß er einen Sohn machen und anfangen lasse, was er will, besonders, wenn dieser darauf umgeht, den Absichten des Vaters ganz entgegen zu arbeiten? Und der Kayser gibt sich ja für einen Sohn der Kirche aus, wie er dann nach Absterben seines Vaters, Franz I. Klemens XIII. von seiner Thronbesteigung Nachricht gab, und ihm durch eine eigene Gesandtschaft filialem observantiam bezeugte. Aber auf der andern Seite mich dem Kayser

gera-

geradehin entgegen zu sezen, wider seine Vorkehrungen zu protestiren, es darauf ankommen zu lassen, daß meine Protestationen nicht geachtet und respektirt würden, mich dardurch vor den Augen der ganzen katholischen Kirche bloß zu stellen, das wäre mir eben so wenig anständig. Ich würde suchen, der Sache mit Manier eine andere Wendung zu geben, es dahin einleiten, daß es das Ansehen haben müßte, als ob manche Neuerungen nicht nur mit meinem guten Willen, sondern auch durch meinen Vorschub unternommen würden. Aber diese neue Anstalten müßten unvermerkt in der Hauptsache in eine andere Form gegossen, und ihnen das für den Römischen Hof schädliche, und den Römischkatholischen Christen auffallende benommen werden. Zugleich würde ich trachten, die Kayserliche Minister mit guten Worten und Versprechungen auf meine Seite zu bringen, daß sie, wenn

der

der Monarch wieder mit einem neuen Projekt hervorrükte, es ihm aus Gründen der Staatskunst und des Kameralwesens mißrathen, und ihn von der Ausführung desselben abhalten müßten. Was ich sonst noch thun würde, brauche ich Euch jezt nicht zu sageu. Daß das, was ich hier schreibe, keine Prälereyen sind, könnet Ihr genugsam aus dem wahrnehmen, was ich während meiner kurzen päbstlichen Regierung gethan habe. Kein Vorhaben ist mir gescheitert, keine Unternehmung mißlungen: Warum sollte ich nicht auch hierinn haben glüklich seyn können? So denke ich, seitdem ich nicht mehr auf Petri Stuhl size, und mich nichts um die Angelegenheiten der Welt zu bekümmern habe. Den Gedanken, daß die katholische und evangelische Kirche nun bald mit einander vereinigt werden können, werfet Ihr gar zu weit weg. Das muß ich besser wissen. Zu meinen

Leb-

Lebzeiten kam die Sache stark in Bewegung. Ich weiß aber, warum sie ins Steken gerathen ist. Hätte ich sie allein unter der Hand gehabt, so müßte es gelungen seyn. Zur Nachricht! Einige Eurer Theologen waren nicht abgeneigt, die Hände dazu zu bieten. Es sind bereits 10 Jahre, daß eine hieher gehörige Schrift zum Vorschein kam, die es deutlich beweißt, daß an dieser Sache ernstlich gearbeitet worden ist. Ein gewisser vornehmer Graf hatte sich im Jahr 1771. den Winter über in **Turin** aufgehalten, und daselbst mit dem dortigen Erzbischoff und Kardinal **de la Lance** die vertrauteste Freundschaft errichtet. Sie kamen in ihren Unterredungen mit einander auf die **Religion**, und den täglich überhand nehmenden **Deismus**, der bey dem Licht dieser Zeiten den Bekennern der Römischen Kirche unmöglich gleichgültig

seyn

seyn könne. Der Kardinal äusserte den Wunsch, daß um diesem gemeinschaftlichen Feinde des Christenthums desto besser zu widerstehen, die protestantische sich mit der römischen Kirche wieder vereinigen, und die so oft abgebrochene irenische Versuche wieder zur Hand genommen werden möchten. Von Römischer Seite wollte Se. Eminenz die Feder führen, und der Herr Graf sollte von protestantischer Seite auch nur einen einzigen Theologen vorschlagen, und dieser schlug den Abbt Jerusalem vor. Bey den Unterhandlungen sollte man Bossuets Exposition zum Grund legen. Diß alles wurde unter meinem Pontifikat nach Rom berichtet. Man genehmigte die Sache, und machte unter der Hand Hofnung, daß der Kelch im Abendmahl wohl würde zugestanden werden. Der Graf übertrug diese Sache dem Abbt Jerusalem,

wel-

welcher im Anfang den Antrag auf die beste Art von sich abzulehnen suchte, endlich aber auf wiederholte dringende Vorstellungen sich dahin erklärte, daß er dem Grafen ein Promemoria übergeben wollte, des Innhalts, daß der so sehr zu wünschende Endzwek von dergleichen irenischen Privat-Conferenzen gar nicht zu hoffen stünde; welches Promemoria alsdenn ins Italiänische oder Französische übersezt, und dem Kardinal Erzbischoff könnte communicirt werden. Dieser nun hat ohne Zweifel an dem Aufsaz des lutherischen Theologen keinen Geschmak gefunden, und so beruhte die Ausführung dieses Vorschlags auf sich. Hätte man sich an einen gewissen andern Gottesgelehrten Eurer Kirche gewandt, man würde besser dabey gefahren seyn. Dieser that allerhand Vorschläge, wie man die Lehre der lutherischen Kirche so reinigen, und von allen unnöthigen Zu-

säzen frey machen sollte, daß Deisten, Naturalisten, Katholiken und Reformirte kein Bedenken mehr tragen könnten, zu Eurer Religion zu treten. Unter andern ließ er einen Aufsaz druken, worinn er behauptete: Eine der weisesten Einrichtungen in der Römischen Kirche seye diese, daß den Layen nicht erlaubt seye, die Bibel in der Muttersprache, ohne Erlaubniß des Bischoffs, dem vorher der Pfarrer ein Gutachten darüber ausgestellt habe, zu lesen. In der Schrift kommen viele Dinge vor, die schwer, ja ganz unverständlich seyen, und wordurch die gemeinen Leute so gar in Irrthümer und Kezereyen hineingeführt werden könnten. Andere Theologen aus Eurer Kirche haben seit einigen Jahren, freylich zum grossen Verdruß ihrer orthodoxeren Mitbrüder solche Lehren aufgestellt, daß man wohl sieht, sie würden die erste seyn, die in den Schooß der katholischen Kirche zurükkehrten, wenn

wenn man ihnen nur recht gute Worte gäbe, und sie würden eifrig daran arbeiten, auch ihre Zuhörer dazuzubringen. Ihr habt Euch, da Ihr mit dem Römischen Stuhl Krieg anfienget, die gröste Mühe gegeben, den Saz als eine ausgemachte Wahrheit aufzustellen, an der alles gelegen sey: daß der Mensch gerecht werde, allein durch den Glauben, ohne die Werke. Und nun wimmelts von Lehrern in der lutherischen Kirche, die bey allen Gelegenheiten wider denselben mit aller Macht losziehen und behaupten, daß man durch Tugend und Rechtschaffenheit vor Gott gerecht werden müsse, und daß dieses allein der in der Bibel gemeinte gerecht- und seelig machende Glaube sey. Sollten nun diese mit Unsern Gottesgelehrten nicht bald einig werden können, wenn schon diese etwas anders unter den guten Werken verstehen, als jene? Es lauft doch am Ende auf

Einerley hinaus. Eure strenge Anhänger beharren darauf, daß man nur in der lutherischen, nicht aber in der katholischen Kirche seelig werden könne, nämlich, wenn man von Jugend auf Gelegenheit gehabt habe, die Lehrsäze beyder Kirchen gründlich zu lernen und deutlich einzusehen. Andere aber machen aus dem Unterschied zwischen den Katholiken und Lutheranern nichts, und sagen ungescheut, daß es einerley sey, zu welcher Kirche man sich bekenne, wenn man nur ehrlich gegen Gott und dem Nächsten denke, und tugendhaft lebe. Sollten diese nicht leicht dazuzubringen seyn, ihr Wort zu einer Vereinigung dieser beyden Religionen zu geben? In der That, je mehr ich der Sache nachdenke, je weniger Schwierigkeiten sollte man, besonders in diesen Tagen finden, eine für das Christenthum und die äusserliche Ruhe der Kirche so heilsame Sache zu Stand zu

brin-

bringen. Ist es nicht wahr, daß die Vorsehung selbst nach und nach den Weg zu dieser Vereinigung zu bereiten, und die Hindernisse, die bisher alle Hofnung dazu vergeblich gemacht haben, immer mehr wegzuräumen scheint? das Licht der wahren Philosophie verbreitet sich je länger je mehr über den Horizont der Christenheit, und erleuchtet mit der Hülfe der Historie und Kritik auch diejenigen Gegenden, die von den alten Finsternissen des Scholasticismus und Enthusiasmus bisher noch immer bedekt gewesen. Die Jalousien, die beym Anfang Eurer sogenannten Reformation jeden Schritt der beyderseitigen Parthien bedenklich machten, hören auf, da nach hinlänglich gesicherten Rechten, wenigstens in Deutschland, keine Partey von der andern mehr etwas zu befürchten hat. Die Hize hat auch von beyden Theilen nachgelassen, und die Mäßigung wird immer mehr

der Charakter der gegenwärtigen Zeit. Sollte diß alles nicht eine erfreuliche Aussicht auf die Zukunft geben? Hat Febronius bey dem vielen falschen, das in seinem Buche ist, nicht Recht, daß die Lutheraner in den meisten Streitfragen, die zu der Trennung ehmals Anlaß gaben, mit der Römischen Kirche nun einig seyen, z. E. in der Lehre von der Rechtfertigung, vom freyen Willen des Menschen, von den guten Werken, vom Verdienst, u. s. w. Ist nicht die Römische Kirche seit vielen Jahren viel duldsamer und sanftmüthiger gegen die anders denkende, als ehemal? Es gibt keine Bartholomäus-Nächte mehr in der Christenheit, wie vor 200 Jahren, keine Dragonerbekehrung, wie ehmal in Frankreich, kein Blutvergiessen, wie vormals in den Thälern von Piemont. Der Aberglaube ist in der Römischen Kirche aus der Mode gekommen; man ist einsichts-

sichtsvoller und erleuchteter, als man gewesen ist. Ich muß es selber zu meiner und meiner Amts-Nachfolger Schande gestehen, daß das Ansehen des Pabsts nicht mehr so groß ist, als ehmal, daß er für die weltlichen Regenten nicht mehr furchtbar ist. Was Gregor VII. und seinesgleichen, z. E. Bonifaz VIII. mit den Kaysern angefangen haben, das darf ihnen wohl gegenwärtig nicht mehr in den Sinn kommen; sie würden ziemlich auf die Finger geklopft werden. Die Devotion der Regenten gegen die Person des Pabsts, wenn sie ihm gleich äusserlich die gröste Achtung und Ehrerbietung bezeugen, geht dennoch gegenwärtig sehr nahe zusammen, und ich muß bekennen, wenn ich noch lebte, und die gröste und wichtigste Ursache hätte, nach Wien zu reisen, um den Kaiser selbst zu sprechen, so würde mich bloß das Ceremoniel abhalten, dem ich unmöglich etwas

vergeben könnte. Nehmet dieses alles zusammen, mein lieber Luther, sezet noch hinzu, daß, wenn Eure Anhänger sich entschliessen wollten, nur ein wenig nachgebender zu seyn, man alsdenn in einigen Dingen auch gegen Euch Nachsicht brauchen würde; und gestehet alsdenn, ob es nicht wünschenswerth wäre, eine solche Vereinigung zu Stand gebracht zu sehen? Alsdenn könnte man erst den Atheisten und Naturalisten recht begegnen; die Reformirte würden Euch bald nachfolgen: Die griechische Kirche könnte auch mit geringer Mühe herbeygebracht werden; dann wäre es Ein Hirte, und Eine Heerde. Der Friede ist ja allem in der Welt vorzuziehen. In diesem Fall müßte es keine Kunst seyn, auch die Türken und Heiden in Europa und andern Welttheilen zu Christen zu machen. Die Zänkereyen unter den Theologen würden aufhören; der Religionshaß würde aus der Welt ver=

verbannt werden, und auch die äusserliche Glükseeligkeit der Länder und Nationen, die unter der Verschiedenheit der Religionen in der Christenheit bisher sehr noth gelitten hat, würde bey diesen Umständen befördert werden. Besinnet Euch hierüber und antwortet mir offenherzig. So wenig ich, wie Ihr aus meinem ersten Brief werdet gesehen haben, je hiezu geneigt gewesen bin; so sehr leuchtet mir der Gedanke gegenwärtig ein, und ich wünschte, aus diesem einzigen Grund noch am Leben zu seyn, nur um dieses grosse Geschäft durchsezen zu können. Ich wüßte die Fürsten und Theologen Eurer Kirche schon, die ich dazu brauchen wollte, auch die Länder, mit denen man den Versuch zuerst machen müßte: Die andern würden bald und vielleicht ungebeten nachkommen. Ich verlangte eben nicht, daß man in allen und jeden Lehrsäzen der Religion ganz einerley

Meinung haben müßte: Das ist nicht wohl möglich, aber auch nicht nothwendig. Die katholische, die lutherische, die reformirte Kirche, ja die Mahomedaner und Heiden haben innerliche Streitigkeiten, dem ungeachtet bestehen sie doch. Der Friede würde in der Hauptsache unter einem allgemeinen Oberhaupt, das sich das Beste seiner Untergebenen ernstlich angelegen seyn liesse, doch blühen können, und die goldene Zeiten, nach denen man so sehr seufzet, würden sich auf diese Weise auf der Erde einstellen. Das ist wahr, Leute von Eurer Gedenkungsart wollte ich mir verbitten, wenn die Unterhandlungen vorgenommen werden sollten. Rechthaberey, Stolz und Eigensinn, Hize, Schelten und Schimpfen taugt nicht zu irenischen Bemühungen. Das war Eure Sache. Den sanften Melanchthon konntet Ihr bloß deswegen nicht leiden, weil er Euch in Euren

gewaltsamen Maßregeln Einhalt thun, und zum Frieden rathen wollte. Ihr habt frey und ohne Schmeicheley mit mir gesprochen; so werde ich also gleiches Recht gegen Euch haben. Antwortet mir standhaft auf meine Vorschläge.

IV.

Luther an Ganganelli.

Ihr erweiset mir immer noch viele Ehre mit Euren Zuschriften, da Ihr doch an dem Beschluß Eures lezten Briefs aus einem so scharfen Ton mit mir sprechet. Das verzeihe ich Euch gerne; hoffe aber dagegen, daß Ihr es auch mir nun zu gute halten werdet, wenn ich in der Antwort, die Ihr von mir verlanget, Euch meine Gedanken

danken ohne Rükhalt eröfne. Es wäre Euch also Ernst mit Euren Vorschlägen zu einer Vereinigung der protestantischen und lutherischen Kirche? Das hätte ich Euch Euren ersten Erklärungen nach nimmer zugetrauet: und ich wundre mich, daß Ihr mir noch ein Wort davon sagen möget, da Ihr meine Gedanken von dieser Sache schon wissen, wenigstens sie voraus sehen könnet. Daß es treulose Brüder und Verräther der Wahrheit in der lutherischen Kirche gebe, die man in zwo Stunden dazu bringen kann, in alles zu willigen, was man von Seiten der katholischen Kirche an sie verlangt, wenn nur ihr zeitliches Interesse dabey nicht zu kurz kommt, daran habe ich noch nie gezweifelt. Das sind die Theologen, die Ihr im Sinne habt, und die Ihr dazu brauchen würdet, wenn Ihr noch am Leben wäret. Aber diese machen ja die ganze lutherische Kirche bey weitem

zem nicht aus, das ungerechnet, daß man diese zulezt fragen würde, wenn einmal die Sache ernstlich in Vorschlag kommen sollte. Der Abbt Jerusalem ist nicht von dieser Klasse, und ich will Euch zu Eurer Belehrung einen Auszug aus seinem Bedenken mittheilen, dem ich von ganzem Herzen beytrete. Die Vereinigung der beyden Kirchen, schreibt er, ist gegenwärtig noch nicht zu hoffen, so sehr sie zu wünschen wäre. Es sind noch viele Hindernisse übrig, die nur durch die Veranstaltungen Gottes nach und nach können gehoben werden. Es ist aber hier nicht von einer gegenseitigen Toleranz die Rede, nach welcher beyde Theile, ungeachtet ihrer Trennung, sich in Liebe vertragen. Denn dieß ist zu allen Zeiten möglich, und es bleibt für die Christenheit immer ein unverantwortlicher Vorwurf, daß sie den Geist der Sanftmuth und der Liebe durch den unna-

türkischen Verfolgungsgeist hat verdrängen lassen. So lang indessen das unglükliche Principium herrscht, daß diese Liebe nur die Folge einer völligen Uebereinstimmung der Lehren seyn könne; so lange ist diese Toleranz nichts, als ein unsicherer Waffenstillstand, wo die Ursachen des Krieges nicht gehoben, sondern nur unterdrükt sind: die aber bey der geringsten Veranlassung wieder in Gährung kommen, und in neue Flammen ausbrechen. Es wird also hier von einer wahren Vereinigung geredet, wo die Ursachen der Trennung dergestalt gehoben werden sollen, daß beyde Partheyen in ihrer Form und in ihren Lehrsäzen sich wieder so nahe kommen, daß sie wieder Eine Kirche werden. Auch einen solchen Frieden kann man von der Vorsehung gewiß erwarten, obgleich in der gegenwärtigen Lage der Welt der glükliche Zeitpunkt noch nicht da ist, in welchem Menschen auch mit ihren

ihren friedlichsten Gesinnungen etwas dazu beytragen können. Es wird dabey vorausgesezt, daß man sich ehrlich gegen einander erkläre, und nicht mit Bossuetischen Verkleisterungen und geheimen Reservationen eine Parthie die andere hintergehen wolle. Die Verkleisterungen sind gerade hierinn das verkehrteste Mittel. Denn das beyderseitige Mißtrauen wird dardurch vergrössert, und beede Parthien nur gereizt, alle ihre Säze und Ausdrüke mit grösserm Argwohn und Eigensinn gegen einander zu behaupten. In einem und dem andern Lehrbegriff wäre auch vielleicht schon jezo ein näherer Zusammentritt möglich, wenn man die willkührlichen und spekulativischen Schuldeterminationen bey Seit sezen, und bey der Simplicität des biblischen Vortrags bleiben wollte. Vielleicht hätten hierinn schon einige Schritte auf der Kirchenversammlung zu Trient geschehen können, wenn

wenn man sich mit den Protestanten in vertraulichere Erklärungen hätte einlassen wollen, wenn die Väter des Concilii nicht ein richterliches Ansehen angenommen, und die Unsrigen nicht schon voraus verdammt hätten. Auch würde damal die blosse Wiederherstellung des Kelchs im Abendmahl, den die Oesterreichischen und Bayerischen Höfe so eifrig und ernstlich suchten, schon vieles dazu beygetragen haben. Aber auch dieß wollte man nur der Willkühr und Gnade des Römischen Hofs überlassen wissen, der, um seine Herrschaft zu behaupten, die Erlaubnis nicht ertheilte. Doch, die Artikel, in denen schon jezt ein näherer Zusammentritt möglich wäre, sind würklich die wenigsten, und in Vergleichung mit den übrigen die unbeträchtlichsten. Man nehme nur die Verwandlung im Abendmahl. Was für ein Schritt für beyde Kirchen,

wenn

wenn sie sich hierinn näher kommen sollen! Für die Protestantische: Das Brod zur Gottheit zu erheben? Für die Römische: Den wesentlichen Gott zur Kreatur herunter zu sezen? Wer kann hier den ersten Schritt thun? Die Gränzen sind zu weit: auch die künstlichsten Zweydeutigkeiten und Verkleisterungen sind hier nicht hinreichend. Die Lutheraner brauchen zwar auch das Wort: würkliche und wahre Gegenwart; aber sie haben sich gegen alle Folgerungen dabey so verwahrt, daß sie dardurch der römischen Kirche keinen Schritt näher kommen, als die Reformirten. Sie behalten diesen Ausdruk, um anzuzeigen, daß sie das h. Abendmahl, diese feyerliche Handlung, für keinen bloßen Gebrauch halten; sondern, daß ihnen der Erlöser, wenn sie solche nach seiner Vorschrift gebrauchen, mit allen Gnadenwürkun-

gen seines Todes würklich gegenwärtig sey. (Zu dessen Versicherung sie auch im Nachtmahl, in, mit, und unter dem Brod und Wein den wahren Leib und das wahre Blut Christi wahrhaftig geniessen) die Lehre von der Verwandlung ist über diß wieder mit andern Lehren der Römischen Kirche verbunden, und in das innerste Wesen und Interesse derselben, nebst dem blendenden Pracht ihres ganzen äussern Gottesdienstes, dergestalt eingewebet, daß die Lutheraner entweder das ganze System der Katholischen mit dieser Lehre übernehmen, oder beynahe ihr ganzes System darüber aufgeben, und ganz aufhören müßten, das zu seyn, was sie sind. Bossuet hat wohl nicht im Ernst glauben können, daß die Protestanten keinen Grund haben, von der Römischen Kirche getrennt zu bleiben, weil diese sich zu allen den Lehren

be-

bekenne, die sie für wesentlich halten. Diß leztere ist wahr. Sind aber alle übrige Säze, die den wesentlichen Charakter der Römischen Kirche ausmachen, deswegen völlig gleichgültig? Sind sie es nicht, so ist Bossuets Beweis eine pure Sophisterey. Sind sie es aber, warum denn so viele künstliche Auslegungen, so viele Dragonaden, Räder, Scheiterhaufen, u. s. w. die verirrten wieder zurük zubringen? Davon ist ferner nie die Frage gewesen, ob sich die Römische Kirche zu allen den Lehren bekenne, die wir für wesentliche Lehren des Christenthums halten; sondern, ob die Zusäze, die sie gemacht hat, so beschaffen seyen, daß sie die Protestanten für göttliche und zur Seeligkeit unentbehrliche Lehren annehmen können? Die katholische Kirche erkennt z. E. mit der lutherischen die Gottheit des Erlösers, und die

Wohlthaten seiner Erlösung: aber ist es denn den Lutheranern deswegen sogleich möglich, diesen göttlichen Erlöser in einer jeden geweihten Hostie als körperlich gegenwärtig anzubeten, und dieß für eine Grundwahrheit des Glaubens zu halten? Wider diesen und andere Zusäze, wider die viele menschliche Bestimmungen und überhäufte kostbare Gebräuche regten sich schon billig die ältere Lehrer der evangelisch-lutherischen Kirche, da dieselbige den Rechten ihrer Vernunft, und der göttlichen Einfalt und Würde der christlichen Religion allzusehr entgegen erachtet wurden. Sie wurden darüber als Kezer verstossen, mit Feuer und Schwerd verfolgt, und da war die Trennung unvermeidlich. Eben diese Ursachen der Trennung sind noch da. Denn diß ist noch der Grundsaz der Lutheraner, daß die Simplicität sowohl in den Lehren, als in den Gebräuchen ein wesentlicher

Cha-

Charakter der christlichen Religion sey; und es ist noch das grosse Bestreben in der lutherischen Kirche, daß, wenn sich noch irgend ein Ueberbleibsel von menschlichen Zusäzen finden sollte, das die ältere Lehrer, theils aus Klugheit, theils bey dem schwachen Licht ihrer Zeiten, unberührt gelassen, nun ihre Nachfolger mit Behutsamkeit immer mehr absondern. Die Dankbarkeit und Ehrerbietung gegen die Alten wird auch damit nicht verlezt, wenn die Jüngere sagen, daß jene nicht alles gethan, auch nicht mehr gesehen haben, als sie nach dem Licht der damaligen Zeiten, das nur Dämmerung war, sehen konnten. Und auch dieß gilt nur in Nebensachen, und betrift nicht die Lehre selbst. Will Bossuet diß zu den Veränderungen der lutherischen Kirche rechnen, so habe ich nichts dawider. Das Register aber, das man dagegen seiner Kirche vorlegen könnte,

würde wohl weitläufer ausfallen und auch von anderer Art seyn. Die Grundbegriffe des evangelischen Glaubens bleiben den Lutheranern, so weit sie sie in der Schrift bestimmt finden, unveränderliche göttliche Wahrheiten. Es ist aber auch richtig, daß alle Wahrheit von dem wachsenden Licht der Zeiten gewinnen kann, und daß man Philosophie, Kritik und Geschichte zur Erläuterung und Befestigung der Religion anwenden müsse; und diß ist derselbigen so wenig nachtheilig, daß sie dardurch vielmehr immer göttlicher und verehrungswürdiger wird. Von der Nothwendigkeit, diß zu thun, wird man täglich noch mehr überführt, da der Deismus die Religion jezt mit solchen Waffen angreift, gegen die sie sich nur allein mit ihrer Simplicität schüzen kann. Was könnte die Protestanten also jezt wohl bewegen, die theuer erworbene Gewissensfreyheit aufzuge-

zugeben, deren Schäzbarkeit sie so lange geniessen, und auf deren Werth die gegenwärtigen Bewegungen in allen Römischkatholischen Staaten sie immer aufmerksamer machen. Diß vermindert indessen bey manchen Lutheranern die Hochachtung für die ansehnliche Römische Kirche nicht, und für so viele ihrer vortreflichen Glieder. Aus dieser Billigkeit machen nun die gemeine katholische Kontroversisten einen grossen Triumph — Ueberhaupt bleibt hier immer die Frage, ob sich die Protestanten nicht gröblich versündigten, und zugleich die niederträchtigsten Verräther ihrer Vorfahren, ihres Gewissens und ihrer Freyheiten werden würden, wenn sie die Zusäze, von denen die Rede ist, als göttliche und zur Seeligkeit unentbehrliche Verordnungen bekennen, und sie mit allen damit verbundenen Lasten wieder gutwillig übernehmen wollten.

Von ihrer Seite ist es also nicht möglich, daß sie hier auch nur einen einzigen Schritt thun könnten. Es müßte alles allein von der Römischen Kirche geschehen, und darinn sind auch viele ansehnliche Glieder derselben einstimmig. Sie wünschen die Annäherung ihrer Kirche, sagen aber, daß solche noch jezt unmöglich sey. Denn diese Zusäze sind in ihr System zu stark verwoben, als daß sie ohne besondere Veranstaltung der Vorsehung auch nur zum Theil aufgegeben werden könnten. Einer der erleuchtetsten und klügsten Päbste kann die Bulle: in Cœna Domini, nicht ganz und gar vertilgen. Er kann nichts mehr thun, als sie nur bey Seit legen. So lange noch die Kirchenversammlung zu Trient die Stimme der Kirche bleibt, so lange sind auch alle menschliche Bemühungen vergebens. Der gemeine Proselytenmacher, wenn er einen armen Lutheraner

gewin-

gewinnen will, sagt ihm zwar in geheim: Die Zusäze seyen so wesentlich nicht; man dürfe dem grossen Haufen dieses nur nicht so laut sagen; allein, das sind Aeusserungen, denen die Römische Kirche widersprechen muß. Diese kann die Protestanten, so lange sie ihr ganzes System nicht aufgeben will, davon nicht dispensiren; und wenn sie treuherzig genug wären, auf dergleichen Versprechungen in ihren Schooß zu kommen, so würde sie sie zwingen, sich ihrer völligen Herrschaft wieder zu unterwerfen. Wollte sie dispensiren, so würde sie eben damit ihr ganzes System verdächtig machen. Sie würde dardurch öffentlich erklären, daß sie selbst diese Zusäze nur für menschliche Erfindungen halte, und der ihnen beygelegte Werth aus fremden Quellen komme. Sie würde dadurch Luthers Reformation rechtfertigen, ihre Anatheme für ungerecht, und die lutherische

rische Kirche für eine wahre erklären müssen. Würde das alles aber die Römische Kirche wohl schon zu jeziger Zeit thun? Es ist wahr: Der Pabst gibt Dispensationen. Aber sie hangen von seiner Willkühr und freyen Gnade ab, und sind immer neue Bestättigungen seiner willkührlichen Macht. Er würde auch vielleicht den Protestanten den Kelch wieder zugestehen; aber was würden sie dabey gewinnen? Diß, daß man das als ein Gnadengeschenk von ihm erhielte, was man durch das Evangelium und durch den Westphälischen Frieden als ein Recht schon besizt. Die Privaturtheile einzeler Glieder beyder Kirchen machen hier nichts aus. Die Fra Paolo, die Courayers, sind einzele Stimmen, die die Römische Kirche nicht für die ihrige erkennen kann; und wenn auch einige von protestantischer Seite zu nachgebend gewesen wären und noch seyn sollten, so

hat

hat das eben so wenig Autorität. Denn es kommt gar nicht darauf an, wie sich einige Theologen, oder auch ganze Fakultäten über die protestantische Lehre erklären. Das Recht hiezu ist bey der ganzen Gesellschaft, wovon die Theologen nur Glieder sind. Wenn diese daher von der Kirche, oder von den Fürsten im Namen derselben zu Conferenzen oder Concilien autorisirt würden, so würde doch allemal bey ihr das Urtheil bleiben, wie weit sie deren Erklärungen wolle gelten lassen. Gesezt aber auch, man könnte sich über die Lehrsäze Gebräuche und Ordnungen vergleichen, so bleibt die Vereinigung doch gleich weit entfernt, so lange die Protestanten nicht zugleich den Begriff der Katholiken von der Kirche und ihrem Oberhaupt mit übernehmen; oder so lange die Römische Kirche denselben nicht verlassen kann. Von beyden Seiten ist hier wiederum

die

die Unmöglichkeit gleich groß. Billigen Lutheranern bleiben indessen ein Benedikt XIV. ein Klemens XIV. allemal respektabel, man mag sie als souveraine Fürsten, oder als Häupter ihrer Kirche ansehen. Aber deßwegen können andere Religionsverwandte sie eben so wenig in geistlichen Dingen für ihre Souverains erkennen, so wenig als sie in weltlichen Dingen ihre Unterthanen sind. Die Staaten der vereinigten Niederlande haben alle Ehrerbietung für die Spanische Monarchie und deren Oberhaupt: Aber sie würden die glüklichen Folgen ihrer Freyheit sehr mißkennen, ihre Vorfahren für Rebellen erklären, und alle Grausamkeiten des Duc d'Alba rechtfertigen müssen, wenn sie sich aufs neue den Spaniern unterwerfen wollten. Eben das würde auch von den Protestanten können gesagt werden,

wenn

wenn sie sich der alten Herrschaft des Römischen Stuhls wieder untergeben würden. Wären auch einige Privat-Personen einfältig oder niederträchtig genug dazu, würden denn wohl die Souverains diß Joch eben so willig übernehmen, und ihre natürlichen Majestätsrechte mit diesem neuen Mitregenten wieder theilen. Hierinn ist also abermal von der Seite der Evangelischen kein Schritt möglich. Wollte man auch Courayers und Febronius System vorschlagen, so geht diß auch nicht an. Denn diß kann niemal das System des Römischen Stuhls werden, so lange dieser noch als das Centrum der Römischen Kirche angesehen werden muß. Doch scheinet das System des Febronius ein vorgängiges Mittel zu seyn, welches die Vorsehung gewählt hat, um der Christenheit nach und nach die Eintracht

tracht wieder zu geben. Nur Theologen können hiebey noch nichts; die Vorsehung hingegen kann alles allein thun; und es scheint, daß sie, da die Trennung vor dritthalb hundert Jahren durch gewaltsame Erschütterungen geschah, die Wiedervereinigung durch sanftere Wege befördern wolle. Die Protestanten können hiebey ruhig zusehen, und brauchen sich um des Deismus willen nicht zu übereilen. Freylich, so lange derselbe noch das Recht behält, die Zusäze als wesentliche Lehren der Religion anzusehen, so lange behält die Religion eine sehr bedenklich schwache Seite. Aber in ihrer biblischen Simplicität ist sie unüberwindlich, und spottet der Waffen, womit sie die Deisten angreiffen. Die Trugschlüsse, die Verfälschungen, die Verdrehung und Verstümmelung der Zeugnisse, die falschen Anekdoten aus der Geschichte,

womit

womit Voltaire das Evangelium angegriffen hat, sind für uns so viele entscheidende Siege. Eins können die Protestanten noch thun; daß sie und die Katholiken sich unter einander ertragen. Fahren aber die leztere fort, diese, wo sie nur können, zu verfolgen, so machen sie die Trennung nur immer noch grösser. Man fange daher nach der Vorschrift Christi an, einander in Liebe zu dulden, der Vernunft und dem Gewissen die natürlichen Rechte zu lassen, so werden die Verbitterungen von selbst aufhören. Die Partheyen werden ihre Säze kühler prüfen, und sich im gegenseitigen Vertrauen immer mehr nähern. Auf solche Art wird dem Deismus auf Einmal der stärkste Vorwurf benommen werden: und wenn auch dann noch die Trennung fortdauern sollte, so werden doch ihre unglüklichen Folgen gehoben seyn, und

man wird die nähere und vollkommene Vereinigung der Vorsicht und dem wachsenden Licht der Zeiten ruhig überlassen können.“

Wie gefallen Euch diese Gedanken? Wenn Ihr sie unpartheyisch und mit kaltem Blute prüfet und nur auf kurze Zeit vergesset, daß Ihr Pabst gewesen seyd, so erwarte ich von Eurer Ehrlichkeit zuverläßig, daß Ihr ganz beystimmen werdet. Es ist nicht anders, als wie dieser gelehrte und einsichtsvolle Theologus hier sagt: und Ihr werdet mir erlauben, noch einiges zur Erläuterung hinzu zu sezen. Offenbar ists, daß der Deismus in der Römischkatholischen Kirche entstanden ist, und seine wahre Quelle in ihren charakteristischen Lehren und Ceremonien habe. Wo Voltaire über die christliche Religion herfährt, — ich berufe mich

auf den Augenschein — da treffen seine Spötterenen allemal die katholische, und nicht die lutherische Kirche. Auch werdet Ihr nicht in Abrede seyn können, daß der Katholik, als Katholik, die Einwürfe der Deisten nicht heben könne, und daß auch die Protestanten die Waffen gegen dieselben verlieren würden, wenn sie bey der von dem Kardinal de la Lance vorgeschlagenen Kirchenvereinigung nur bloß den Kelch, als eine Gnade, die man immer wieder zurük nehmen kann, frey haben, und übrigens alle andere Lehren und Ceremonien seiner Kirche übernehmen sollten. Es ist daher eben nichts rathsamer, als eine solche Vereinigung von der Hand zu weisen. Ein ächter rechtschaffener Lutheraner kann durchaus in keine Religions- und Kirchenvereinigung treten, wo nicht seine in Gottes Wort gegründete evangelische Lehre,

und zwar rein und lauter, ohne allen fremden Zusaz, zum Grund liegt. Wie oft ist sie schon seit 200 Jahren versucht; wie viele öffentliche Religionsgespräche sind deswegen gehalten, und wie viel ist auf beyden Seiten durch besondere Bemühungen und Schriften einzeler entweder Obrigkeiten, oder Lehrer darinn gethan worden? Aber man hat sie allezeit unmöglich befunden, wenn die Wahrheit in wesentlichen Stüken und Grundlehren der Heilsordnung unversehrt bleiben sollte. Gemeiniglich kam es am Ende darauf hinaus, daß entweder der Unterschied der Lehrbegriffe beider Theile vermindert, und alle Unterscheidungslehren für unerhebliche Nebendinge ausgegeben wurden: oder geschahen solche Vorschläge, wobey das ganze Lehrgebäude der katholischen Kirche ungeändert bleiben könnte, daß die Protestanten in den Hauptlehren der Römischen

Kirche

Kirche beytreten, in den übrigen aber aus päbstlicher Vergünstigung mehrere Freyheiten, so wohl zu besondern Meinungen, als gottesdienstlichen Gebräuchen behalten sollten. Der Unterschied unserer beiderseitigen Lehrgebäude ist gar zu groß, wie Ihr mir selbst eingestehen müßet. Ich will mit Beyseitsezung aller andern, nur die Lehre von der h. Schrift, nehmen. Ihr behauptet, daß sie dunkel, ungewiß, und zum Glaubensgrund unzulänglich sey, und daß man die Traditionen, und Aussprüche der Kirche und des Pabsts zu Hülfe nehmen müße: wenn wir Euch darinn nachgeben wollten, so wäre es um uns geschehen, und wir ohne Rettung verloren. Eure Lehren von der Genugthuung und Rechtfertigung, von der Anrufung der Heiligen, vom Mönchsstand und Ablaß können wir uns unmöglich gefallen

lassen. So ist es auch mit der Priester-Ehe und mit dem Abendmahl: Und von diesem allem würdet Ihr keines Haars breit weichen, wenn heut von einer Vereinigung die Rede seyn sollte. Denn, das werdet Ihr doch nicht läugnen können, daß seitdem wir uns von Euch getrennt haben, Ihr Euren Lehrbegrif nicht in einer Sylbe abgeändert habt. Grobe Misbräuche sind zwar bey Euch abgestellt, die Wissenschaften besser getrieben, und manches andere vorgenommen worden, das einer Verbesserung ähnlich gesehen: aber uns seyd Ihr bey allem dem um keinen Schritt näher gekommen. Verzeihet mir, wenn ich Euren Behauptungen ernstlich widersprechen muß. Es ist ganz falsch, was **Febronius** sagt, daß wir in den meisten Streitfragen, die zu der Trennung ehmal Anlaß gegeben haben, mit der Römi-

schen Kirche nun einig seyen. Das kann niemand, als ein ganz Unwissender glauben. Wenn einige treulose Lehrer unsrer Kirche in der Lehre von der Rechtfertigung, von dem freyen Willen des Menschen, von den guten Werken, vom Verdienst &c. anders denken und sich ausdrüken, so ist das ein Abfall zum socinischen oder arminianischen Lehrbegriff, oder ist es gar Naturalismus, und es geschiecht nicht der katholischen Kirche zu gefallen. Gesezt aber auch, das leztere wäre so, so bindet sich die ganze Kirche nicht an sie; auf ihre Privatlehren kommt es nicht an, und sie werden von den Unsrigen hundertmal widerlegt, wenn man ihnen noch die Ehre anthun will, sie zu widerlegen. Daß Eure Kirche viel duldsamer und sanftmüthiger gegen die anders denkende, in unsern Tagen sey, als vormal?

daran könnte ich noch zweifeln, und ich habe Euch schon gesagt, daß die Verfolgungen desto feiner und geheimer seyen. Wann es aber wahr wäre, so schrieb ich das auf die Rechnung der Regenten, die es einsehen, daß der Verfolgungsgeist der Glükseeligkeit des Staats nachtheilig ist, und also denen, die gern mit Feuer und Schwerd wider die Glaubens Gegner wüten möchten, die Hände weislich binden. Es gebe, schreibet Ihr, keine Bartholomäus Nächte mehr in der Christenheit. Darauf antworte ich: Frankreich hat es eingesehen, daß solche gewaltsame Proceduren aus Uebel ärger machen, daß die Hugonoten wie Schwämme aus der Erde hervorkommen, je mehrere man niedergemezelt hat. Und was die Reformirten nur noch vor 30. Jahren in jenem Königreich ausgestanden haben, davon leset das Buch: Schik-

Schiksal der Protestanten in Frank-
reich — und erstaunet. Unter der
Regierung des würklichen Königs ist
ihr Zustand erträglicher: daran sind
aber nicht die Bischöffe schuld, sondern
die Staatsklugheit, die über den Ver-
folgungsgeist der Geistlichkeit gesieget
hat. Doch werdet Ihr auch die Ge-
schichte des Calas eines Kaufmanns
zu Toulouse wissen? Eine Begeben-
heit, über die sogar der Irreligionis-
mus schrye, und in dem Spötter Vol-
taire seine Stimme erhob. Es ist
wahr, man bekehrt nicht mehr durch
gestiefelte Apostel, in den Thälern von
Piemont fließt das Blut der vermeinten
Kezer, wenn sie auch noch so getreue,
und Gut und Blut für ihre höchste
Landesobrigkeit aufopfernde Untertha-
nen sind, nicht mehr. Diese Duldsam-
keit, dieses Verschonen hat man aber
wiederum nicht den Bischöffen und

Priestern, sondern erleuchteten Ministers zu danken, die die Toleranz für den Staat vortheilhaft finden. Aber wie kommet Ihr doch nun dazu, zu behaupten, daß der Aberglaube in der Römischen Kirche ganz aus der Mode gekommen sey? Was haben Eure Glaubensgenossen auf diese Stunde, besonders in Italien, noch für seltsame Begriffe von den sogenannten Kezern? Bey einer lustigen Gesellschaft, welcher ein gewisser Reisender in Venedig vor dem Sprachzimmer der Nonnen zu St. Lorenzo beywohnte, kam die Unterredung auf diese Leute. Eine von den Klosterfrauen sagte, sie habe noch niemals einen gesehen, und sey begierig, zu erfahren, von was für einer Art von Thieren, dieses dumme Vieh sey. Man zeigte ihr sogleich zween wohlgebildete Englische Herren, die daneben stunden, und fügte hinzu, daß dieses

rechte

rechte Erzkezer seyen. Die Nonnen erschraken, zogen sich zurük, wollten es nicht glauben, und eine derselben sagte: Diese Herren wären für Kezer allzuhübsch und wohlgeschaffen, da man ihnen sonst allezeit die Kezer als rechte Wölfe mit Hörner und gespaltenen Klauen, und von der Gewalt der Bannflüche kohlschwarz, mit einem Wort, als wahre Ungeheuer, und zum wenigsten den Waldteufeln, wie sie in Gemälden und Gedichten abgebildet würden, sehr ähnlich vorgestellt hätte. Da nun von der ganzen Gesellschaft die Wahrheit bestättiget wurde, daß diese Engländer würklich Kezer wären, sahen jene sie mit dem herzlichsten Mitleiden an, es sey doch ewig Schade, daß so feine Herren einst in alle Ewigkeit verdammt werden müßten, denn sie wären ja keine Christen. Wie reimt sich diese Geschichte mit Eurer Be-

hauptung, lieber Ganganelli, daß man einsichtsvoller und erleuchteter heut zu Tage in Eurer Kirche sey, als vormal? Eben diese tolle Vorurtheile trift man in Spanien und den meisten katholischen Ländern an, und hält die Kezer für keine Christen, ja nicht einmal für Menschen, und noch dazu für verbannt und in die unterste Hölle verdammt. Was treibt man in der katholischen Kirche für Aberglauben noch auf den heutigen Tag mit vergeblichen Heiligthümern! Eure meiste Christen halten im Ernst das Haus zu Loretto für das, worinn Maria den Besuch des Engels Gabriels erhalten habe. Die Wallfarth dahin geht ohne Unterlaß fort, und man hört nicht auf, unermeßliche Schäze daselbst anzuhäufen! womit man ganze Königreiche beglüken könnte. Und doch haben französische Mißionarien im gelobten Lande

zu

zu Nazareth Untersuchungen angestellt, und befunden, daß die Kapelle daselbst, welche man auf den Grund des heiligen Hauses, den die Engel zurükgelassen, als sie die Mauern des Hauses nach Loretto weggetragen, erbauet hat, eine ganz verschiedene Länge und Breite habe, die mit den Mauren zu Loretto nicht übereinstimmen: ingleichem, daß sie zu ihrem Erstaunen zu Nazareth nicht die geringste Spur nur von einem einigen Gebäude aus Baksteinen, woraus die Hütte zu Loretto verfertiget ist, finden können, weil man allezeit die Häuser aus Bruchsteinen, die in Menge vorhanden sind, anfgeführt habe. Wenn man nun diese Bedenklichkeiten einem von Eurer Kirche eröfnet, so ist die nächste Antwort: es sey kein Glaubensartikel, daß das heilige Haus zu Loretto gerade dasselbige sey, worinn die gebenedeyte Jungfrau zu Nazareth ge-

gewohnt habe. Was treibt man immer noch in Eurer Kirche für Aberglauben mit den Bildern? Zu Anfang des dreysigiährigen Kriegs in Deutschland fand ein spanischer Karmelite, Dominikus, in einem Schloß in Böhmen ein ganz zerlästertes Bildniß der Jungfrau Maria. Der heilige Mann von Schmerzen über dieses ruchlose Verfahren der Kezer gegen die Mutter Gottes ganz durchdrungen, schwur darauf, diese entsezliche Entheiligung müßte mit ganzen Strömen Kezerblutes gebüsset werden. Er gieng augenbliklich mit dem Bilde in den Kriegsrath des Herzogs Maximilians von Bayern, und beredete durch seinen heftigen Vortrag die katholischen Feldherrn, gleich den nächst folgenden Tag, wiewohl es ein Sonntag war, die Kezer anzugreiffen, über die er einen gewissen Sieg versprach. Es war ohne Zweifel lustig

anzusehen, wie dieser rachgierige Karmelite zu Pferde, gleich dem Kapistran zu den Zeiten Hunniades, durch Reihen und Glieder ritte, und die Soldaten zur Rache aufmunterte, in dem er ihnen das beschimpfte Marienbild zeigte. Die Schlacht entschied das Schiksaal von Böhmen, und das siegende Heer stattete dafür der h. Jungfrau seinen Dank ab. Der Herzog von Bayern ließ das Bild in einem zierlichen Behältniß aufstellen, und der Kaiser gab ihm zur Erkenntlichkeit für ein ganzes Königreich eine goldene Krone mit Perlen und Diamanten besezt. Pabst Gregor XV. ertheilte dem Karmeliten Befehl, dasselbe mit sich nach Rom zu bringen. Er gieng: gegen 20000. fromme katholische Seelen holten ihn auf zwo Stunden vor Rom ein; man stellte das Bild in einer Kirche auf, die vorher dem Apostel Paulus zugehört

hört hatte, und benennte sie St. Maria della Vittoria. In dieselbige führte man das Bild feyerlich mit eben solchen Anstalten und mit einem solchen Aufzug ein, als ehedem die Römischen Feldherrn ins Kapitolium gezogen waren: denn ausser der böhmischen Beute und den eroberten Fahnen folgten auch Personen, welche die gefangenen Officiere vorstellten, und die päbstliche Schweizer-Garde der triumphirenden Maria nach, und der Pabst bewillkommte sie am Eingang des Chors, wie der Römische Konsul den siegreichen Feldherrn am Tempel des Jupiter Kapitolinus. In vier Gemälden derselben Kirche wurde die Geschichte der schändlichen Entehrung der h. Maria von den Kezern, die durch ihre Fürbitte gewonnene Schlacht bey Prag, und der Eifer des Karmeliten zu ihrer Rache abgebildet. Nachher haben verschie-

schiedene italiänische und deutsche Prinzen reiche Geschenke an sie geschikt. Ich weiß, das könnet Ihr unmöglich billigen, erleuchteter Ganganelli. Euer Geschmak war solchen Komödien niemal hold, und ich traue Euch zu, daß Ihr nach und nach dergleichen aberglaubischem Zeug den Abschied würdet geschrieben haben. Glaubet sicher, diese Dinge sind eine wichtige Hinderniß unter andern, daß der Beytritt der Unsern zu Eurer Kirche so schwer hält. Das ist der Fall auch mit den Reliquien, die man in der katholischen Kirche bis ins unendliche vervielfältigt, und worunter ganz gewiß, wenn schon der Pöbel noch mit Leib und Seele daran hängt, die Klugen unter Euren Religions-Verwandten in ihrem Herzen spotten. So wird die Vorhaut Christi gegenwärtig noch im Lateran zu Rom verehrt: man zeigt

zeigt den Altar, auf welchem St. Johann der Täufer in der Wüste Messe gelesen: die Körper des Azarias, Misael, und Ananias, der dreyen aus Nebukadnezars glühendem Ofen erretteten Israeliten, von welchen ein Geistlicher, der sie in der St. Hadrians Kirche zeigte, versicherte, daß sie die ächte Körper seyn müßten, weil sie die wahren eigenen Namen, die sie von den Eltern bey der Taufe erhalten, nicht aber die heidnische und kezerische Namen, Sadrach, Mesach und Abednego führten, die ihnen die abgöttische Assyrier beygelegt. Noch seltener ist eine Reliquie zu Venedig, nämlich eine von den Seufzern St. Josephs, des Zimmermanns, die er ausstieß, wenn er Holz spaltete. Würklich eine grosse Seltenheit, weil man sie nur mit den Augen des Glaubens sehen kann. Zu Rom zeigt man zween

Stei-

Steine, mit welchen St. Stephan zu Tode gesteinigt worden. Es sind ein paar morgenländische Agathe von der feinsten Art. Jerusalem muß mit sehr kostbaren Steinen gepflastert gewesen, und dieser erste Märtyrer eines sehr kostbaren und ehrsamen Todes gestorben seyn. Merkwürdig ist es auch, daß man in Rom die heilige Lanze sehen kann, womit des Heilandes Seite durchstochen worden, und welche der Sultan Bajazeth II. dem Pabst Innocenz VIII. geschenkt hat, obschon die Nürnbergische Lanze vom Pabst Innocenz VI. schriftlich für ächt erklärt, und ihr zu Ehren ein Festtag durch Deutschland angesezt worden. Niemand ist geschikter, einem alten Ueberbleibsel geschwind einen Namen beyzulegen, als die Mönche, und eine Legende darzu auf die Bahn zu bringen. Die Mönche des Klosters St.

Maria Ara Cöli in Rom fanden in seinem Schutthaufen einen Stein, in welchem Fußstapfen zu sehen waren. Sogleich sezten sie ihn auf einen Altar, und behaupteten, das seye der Stein, auf welchem der Engel über dem Grabmal Hadrians gestanden, als er auf Fürbitte des Pabsts Gregorius sein Rachschwerd der Pest in die Scheide gestekt. Der Stein wurde alsbald ein Gegenstand der eifrigen Andacht des Pöbels. Ein gewisser Gelehrter sahe dieses Spiel, und entdekte auf dem Stein einige griechische Buchstaben, die ihn überzeugten, daß derselbe der obere Theil von dem Fußgestelle einer Statue der Göttin Isis sey. Die Mönche brachten diesen ehrlichen Mann als einen ruchlosen Zweifler vor die Inquisition. Allein dieser bewieß seine Behauptung so deutlich, daß sich die Inquisitoren diesen Stein auslie-

fern

fern liessen. Dennoch liessen sich die Mönche, um den Verlust zu ersezen, eine andern Stein mit zween Fußstapsen machen, den sie noch zeigen, und als ein Heiligthum verehren lassen. Der Jupiter Kapitolinus wird zu Rom angebetet, und für den h. Peter ausgegeben. Es ist eine uralte metallene Statue, welche die eine Hand in die Höhe, und in der andern zween Schlüssel hält, einen Fuß aber von sich strekt. Katholische Geschichtschreiber selbst gestehen, daß diß der Jupiter sey, den man unter den Ruinen des Kapitols mit einem Donnerkeil in der Hand gefunden, ihm aber anstatt des Donnerkeils ein paar rostige Schlüßel gegeben habe. Gehört nicht auch diß zu dem Aberglauben, was in Rom mit Einseegnung der Pferde, Maulthiere und Esel, durch Besprengung mit Weihwasser, und mit Verbannung des

 schäd-

schädlichen Ungeziefers in der Hölle geschieht? Hieher gehört eine ähnliche Gewohnheit in Neapel. Weil der h. Anton ehedem mit den Teufeln in Schweinsgestalt viel zu schaffen gehabt, so hält der Abbt zu St. Anton in Neapel eine grosse Heerde dieser Thiere, welche er in der Stadt herum lauffen läßt. Diese fressen auf den Märkten und in den Häusern, was sie finden, und kein Mensch untersteht sich, ihnen zu wehren, weil man sie für heilige Schweine hält: und wenn eine von denselben in einem Hause ferkelt, so muß der Wirth sie so lange umsonst füttern, bis die Schweinsmutter mit ihrer kleinen Familie zu den grossen Schweinen im Kloster zurük laufen kann. Man ist überzeugt, daß man mit dem St. Antons Feuer befallen wird, und in der Raserey stirbt, wenn man sich gelüsten läßt, eines dieser

ser heiligen Schweine zu schlachten, wie es den Gefährten des Ulysses gieng, als sie die der Sonne geweihte Ochsen in Sicilien geschlachtet hatten. Genug von dem Aberglauben, der, so erleuchtet auch die gegenwärtige Zeiten gegen den vorigen seyn mögen, doch noch lange nicht so aus der Katholischen Kirche verbannet ist, als Ihr behauptet. Aber noch etwas von den Tagen der Erleuchtung, die nunmehr angebrochen seyn sollen, aus eben dem Schriftsteller, aus dem ich das bisherige angeführt habe, und der von allem dem, was er schreibt, auf einer Reise durch Italien ein Augenzeuge war. Er hörte in Rom Jesuitische Fastenpredigten an, und versicherte, daß kein Harlekin und Pantomime in einer Komödie zu Paris so thörichtes Zeug zu Markt bringen, und so aberwizige Geberden schneiden könne, als diese

Bußprediger. Nach vielem Geschrey, Gekreise, Entrüstung und Gelächter zogen sie auf einmal aus ihrem Aermel ein Krucifix hervor, hoben es in die Höhe, und drehten es herum, wie ein Puppenspieler seine schöne Kathrine; sie redeten es mit einem Geheule an, küsseten es, und schienen zu weinen; sie schmeichelten ihm mit liebkosenden Worten, und dann zeigten sie es dem Volk, und sprachen mit einer donnernden Stimme: Sehet euren Heiland, euren Christus, den ihr so oft beleidigt habt; und endlich warfen sie es geschwind wieder in den Aermel, schalten die Zuhörer unwürdig es länger anzusehen, und verdammten alle, die nicht Busse thun wollten, womit sich die Predigt endigte. So hatte eben dieser auch vielfache Gelegenheit, das unzüchtige Leben der Geistlichen in Italien zu beobachten. In einem Minoritenkloster

zu Neapel sahe er eine seltsame Vermischung geistlicher und geiler Gemälde, die von so strengen Mönchen zur Schau aufgestellet waren: ja in Schlafzimmer vornehmer K. sahe er auch solche geile Raritäten; nakende Frauens Personen in den allerleichtfertigsten Stellungen. Das ist also keine Sünde, seine Einbildungskraft so zu weiden und zu erhizen; aber das ist eine grobe Vergehung, wenn ein Priester sich einfallen läßt, ehelich zu werden. Pabst Paul III. ein sehr eifriger Verfolger der sogenannten Kezer, hielt 45000. gemeine H. in Rom, und verstattete ihnen alle Freyheit; und Ihr wisset selbst, daß es gegenwärtig noch daselbst im Gebrauch ist. Coster, Hasenmüller und andere Jesuiten behaupten ohne Scheu, daß man das um der Menge der ehelosen Priester willen wohl thun müßte, und

es sey für einen Priester eine weit geringere Sünde, Beyschläferinnen zu halten, E — — zu treiben, ja vor den Augen der ganzen Welt S — — — — zu begehen, als eine Frau zu nehmen. Da ich auf diesen Punkt komme, so muß ich auch bezeugen, daß ich diß für eine der grösten Hindernissen der Vereinigung der katholischen und lutherischen Kirche ansehe. Der Cölibat der Priester und Mönche hangt mit dem System des Römischen Hofs so genau zusammen, daß es ihm unmöglich seyn wird, hierinn nachzugeben. Und werden sich denn die Unsere dazu entschliessen können, dem Pabst zu Gefallen, dieses ihr Recht aufzugeben, da sie augenscheinlich sehen, was für entsezliche Aergernisse in der Römischen Kirche aus diesem Kirchengebot entstanden sind, und noch in Zukunft entstehen werden?

Fe=

Febronius so sehr er sich anstellt, daß ihm diese Vereinigung ungemein am Herzen liege, verräth doch, da er auf die Priesterehe kommt, weß Geistes Kind er sey. Das Verbot derselbigen, das vom Pabst einzig und allein herrührt, und ganz und gar, keinen Grund in der Schrift und in der Praxi der ersten Christlichen Kirche hat, billigt und vertheidigt er, sezt aber doch ehrenhalber hinzu: daß es nur ein Stük der Kirchenzucht sey: es könne eine Wiedervereinigung der Lutheraner geschehen, mit gewisser Dispensation, nach Art der griechischen Priester den Ehestand ohne Nachtheil ihrer Würden und Aemter beyzubehalten. Schon wieder von der Willkühr und Gnade des Pabstes abhangen! Und wenn er es dann im Anfang, um seinen neuen Kindern, die in seinen Schooß treuherzig zurük gekehrt wären, ein Kom-

pliment zu machen, vergönnte: wer würde gut dafür seyn, daß, wenn er sich unser zu seiner Zeit versichert zu haben glaubte, diese Vergünstigung nicht wieder zurükgenommen würde? Nein! So klug der Pabst ist, um die Lutheraner mit guten Worten und Schmeicheleyen zu gewinnen: so klug können die Lutheraner auch seyn, sich vor den Lokstimmen und Lokspeisen in acht zu nehmen, und auf ihrer Hut zu seyn. Es ist übrigens wahr, was Ihr mir schreibet, daß das Ansehen des Pabsts in diesen Tagen nicht mehr so groß ist, als ehemal. Die Welt zittert nicht mehr vor seinen Bannstralen; und die Fürsten am allerwenigsten: er ist auch nicht mehr so verschwenderisch mit denselben. So grosse Devotion man ihm bezeugt, so ist das doch nur ein leeres und unbedeutendes Ceremoniel. Das hindert aber alles

nicht,

nicht; daß er nicht für die christliche Wahrheit und für die Kirche Gottes vielleicht würklich noch furchtbarer ist, als ehedem: denn, seine alte Grundsäze behält er unversehrt: keinen einzigen hat er fahren lassen: von den Mißbräuchen und Irrthümern weicht er nicht ab: seine jezo gemäßigte Kirchenmonarchie findet bey allen weltlichen Ständen desto eher Gunst und Eingang: er hat noch Gewalt genug, sich durch Ertheilung der Kirchengüter viele Vornehme verbindlich zu machen; je weniger er zu fürchten ist, je gleichgültiger leidet man ihn: je mehr der Unglaube und Naturalismus zunimmt, je gewisser glaubt man, daß für den Pöbel irgend eine und zwar nur Eine Religion nöthig ist. Der gegenwärtige Zustand der katholischen Kirche wird von den Prälaten nicht einmal aus irrendem

dem Gewissen, sondern bloß aus politischen Absichten vertheidigt. Leute, die keine Religion haben, und nur gern nach ihren Lüsten leben, vertragen lieber solche Geistliche, welche nur gewisse Feyerlichkeiten des Gottesdienstes beobachtet wissen wollen, als Evangelische, welche das Evangelium im Ernst geglaubt, und das Herz nach der Richtschnur des göttlichen Worts geändert und gebessert haben wollen: Folglich kann es nicht anders seyn, die katholische Religi=n muß von der Welt, wie sie gegenwärtig denkt und handelt, immer mehr begünstigt werden, als die protestantische. Ich wünschte — das darf ich Euch nicht verhehlen, und ich weiß, nach Eurer Unparteylichkeit werdet Ihr mirs nicht übel deuten — daß meine Glaubensgenossen, ihr Kleinod nicht durch Sicherheit und Nachläßigkeit verscherzen mö-

mögen. Es ist wahr, ich glaube es selber, daß man den Pabst für sich und seine Person eben nicht zu fürchten hat: Aber vor der Macht der Irrthümer, und vor der Gewaltthätigkeit, womit der Gebrauch des Worts Gottes verboten, und den Gewissen das Joch des Aberglaubens aufgedrungen wird, dafür hat man sich zu fürchten. Ich muß es Euch nochmal rund heraus erklären: So lang die Römische Kirche ihre Irrthümer und Mißbräuche in Ansehung der Sakramente, der Bilder, des Heiligendienstes, des Mönchwesens, der Fasten, des Kreuzes, der Wallfahrten, des Gebrauchs der lateinischen Sprache bey dem öffentlichen Gottesdienst, des Ablasses, der Meinungen vom Fegfeuer, der Verminderung des Ansehens der heil. Schrift durch Beyfügung der

Tra-

Tradition, der Untrüglichkeit der Kirche und des Pabsts nicht aufgibt — und wer kann nur mit dem geringsten Schein eines zuverläßigen Grunds hoffen, daß sie ein einziges von den angeführten Stüken aufgeben werde, so lang werden Protestanten, die ihre Glaubenslehre verstehen, und denen die bisher genossene Freyheit schäzbar ist, sich keinen Gedanken kommen lassen, dem Pabst, wenn er noch so gnädig und herablassend seyn sollte, nur einen einzigen Schritt entgegen zu gehen. Ja ich würde nicht einmal dazu rathen, sich wieder dem Pabst zu unterwerfen, wenn er auch alle oben angeführte Stüke frey zu lassen, sich erbieten wollte. Wer könnte gut dafür seyn, daß er seine Erlaubniß nicht wieder unvermuthet, über kurz oder lang zurükzöge, und denn wären wir

wie-

wieder, wo wir im Anfang gewesen sind. Ich erinnere mich noch wohl, was Melanchthon, mein sonst so treuer Freund, und redlicher Bekenner des Evangelii, für Unlust angerichtet, da er sich irgendwo erklärt: Vom Pabst halte ich, so er das Evangelium wollte zulassen, daß ihm um Friedens und gemeiner Einigkeit willen derjenigen Christen so auch unter ihm sind und künftig seyn möchten, seine Superiorität über die Bischöffe, die er sonst hat, nach menschlichem Recht auch von uns zugelassen werden könnte. Darüber wurden sehr ungleiche Urtheile gefällt: Einige von den Unsrigen tadelten ihn, und wollten den Verdacht auf ihn werfen, als habe er sich von Römischkatholischen einnehmen lassen: andere vertheidigten ihn

und meinten, er habe nichts verwerfliches geschrieben: noch andere erkannten und bekannten zwar, daß er einen Fehler begangen, den man aber wohl entschuldigen könne. Sein Naturell war so beschaffen, daß sich nicht ohne Ursache muthmassen läßt, er sey durch eine frühzeitige und unmäßige Begierde, Friede zu stiften, zu dieser an sich allerdings bedenklichen und anstößigen Erklärung bewogen worden. Da er aber doch eine gute Absicht dabey mag gehabt haben, so kann er auch entschuldigt werden. Damals wäre das würklich noch besser angegangen, als jezo, worauf Melanchthon antrug: Die Trennung war noch nicht geschehen, und hätte verhütet, die Sache auch sonst noch in erträgliche Wege eingeleitet werden können. Aber nun ists zu spat. Saget selber, Ganganelli,

nelli, was kluge Katholiken von uns denken würden, wenn wir uns ankörnen liessen? Die weltlichen Regenten Eurer Kirche wenden alle ihre Macht und Kunst an, den Pabst in seine alte Gränzen hineinzuweisen, und einen Bischof zu Rom, der dort befehlen möge, was er wolle, oder, wie einstens ein Minister zu Kaiser Joseph I. sagte, da sich Pabst Klemens XI. im Spanischen Succeßionskrieg mit seinen Bannstralen unnüz machen wollte, einen General-Superintendenten von Italien aus ihm zu machen, diejenige Fürsten, sage ich, wollen das thun, die sich sonst seine gehorsame Söhne nennen, mit denen er sehr oft in dem Ton eines gebieterischen Vaters spricht. Und die Protestanten, die bisher keine Befehle von ihm angenommen, ihn nicht als Vater

erkannt und respektirt haben, und die ohne Schaden und Nachtheil ihrer innern und äussern, zeitlichen und ewigen Glükseeligkeit gar wohl ohne ihn seyn können, die seinen Seegen nicht brauchen, und doch nicht leer von wahrem Seegen aller Art sind, sollten so kindisch seyn, und sich zu etwas entschliessen, das sie eine Viertelstunde hernach schmerzlich reuen würde? Es ist zum Erstaunen, was die Könige von Portugall und Spanien, Frankreich und Sicilien, was der Kayser Deutschlands, was der Herzog von Parma seit einigen Jahren dem Römischen Hof für harte Pillen zu verschluken gegeben haben: was Privatschriftsteller von Eurer Kirche dem Pabst noch immer für Vorwürfe machen. Man sagt es ihm ungescheut ins Gesicht, daß er durch seine Anstal-

ten in der Kirche der Glükseeligkeit des Staats die meisten Hindernisse in den Weg lege. Das Wohl desselben beruhe auf Bevölkerung, Arbeitsamkeit, starkem Gewerbe, Reichthum und Umtrieb der Güter: Dieses alles aber werde durch den ehelosen Stand der Priester, denen man lieber zu heurathen erlauben, und ihre Klöster in Leibrenten und Stiftungen verwandeln sollte, durch die Menge der müßigen Geistlichen, durch die viele Feyertage, die den dritten Theil des Jahrs wegnehmen, durch die Kirchengüter, mit welchen kein Gewerb getrieben werde, sondern die als ein todter Schaz da liegen, durch Erbauung allzuprächtiger Kirchen und Klöster, durch kostbare Kirchenzierrathen, und durch die Abgaben an den Pabst, die unermeßliche Summen ausmachen, offenbar je län-

ger je mehr gehindert. Wäre es den Protestanten auch nicht um die Hauptsache, um ihr Gewissen, so dörfte sie ohne Anstand die Rukſicht auf das Zeitliche zurükhalten. Der Augenschein, wenn man nur die katholische und protestantische Staaten in Europa nach ihrer innerlichen und äusserlichen Verfassung, nach dem Flor ihrer Länder, nach der Menge und dem Wohlstand ihrer Einwohner betrachtet, beweißt dieses bis zur Ueberzeugung. Soll man die Augen davor muthwillig verschliessen, und sein wahres Wohl aus elender Menschengefälligkeit in die Schanze schlagen? Wie viele katholische Staaten gibt es, die dem Pabst in ihren Landen nur so viel einräumen, als sie selber gerne wollen! Und die Protestanten, die ihm bisher lediglich keine Autorität über sich zugestanden

haben,

haben," sollen jezt erst anfangen, ihn als Vater zu verehren, der mit seinen gutwilligen Kindern anfangen dörfe, was er wolle? In dem Venetianischen Gebiet gelten die päbstlichen Bullen und Befehle gerade so viel, als sie das Wohl der Republik, und das Urtheil des Senats gelten lassen will. Der Kardinal Noris schreibt: wenige Bullen des Pabsts gehen über die Gewässer des Po, und kommen an die Küste des Adriatischen Meeres. Die Vorschriften, die Paul Sarpi in seinem Testament hinterlassen hat, hindern sie weiter zu kommen. So gar Klemens XIII. ein Landsmann dieser Republik, konnte es nicht dahin bringen, daß man dißfalls anders in Venedig dachte. Müßten sich nicht die Protestanten vor diesen schämen, wenn sie sich dem nun zu Füssen werfen

 woll.

wollten, dessen Herrschaft sie nun schon so lang von sich gestossen haben? Ich wollte einen Vorschlag thun, der sich hören liesse, und den ich kürzlich zum Beschluß Euch eröfnen und Eure Meinung darüber erwarten will. Wenn Pius VI. sich anheischig macht, ehe er wieder nach Italien zurükkehrt, den Protestanten nicht zuzumuthen, daß sie ihn für den Nachfolger Petri und Statthalter Christi auf Erden halten sollen: wenn er nicht mehr untrüglich seyn will: wenn er keinen unbedungenen Gehorsam gegen die Kirche verlangt: wenn er nicht mehr behauptet, daß seine Bannflüche die Kraft haben, die er ihnen bisher zugeschrieben hat: wenn er allen Christen einräumet, daß sie die Schrift in der Muttersprache lesen, und das, was ihnen ihre Lehrer in Glaubenssachen

vor=

vortragen, darnach prüfen dörfen: wenn er erklärt, daß die Heiligen nicht angebetet werden dörfen; daß der Mönchsstand kein Stand der Vollkommenheit seye; wenn er mit seinem Ablaß zu Hause bleibt; wenn er das Abendmahl unter beyderley Gestalt austheilen, und die sichtbaren Zeichen bey diesem Sakrament nicht mehr anbeten läßt: wenn er die Ohrenbeichte und die ausführliche Erzählung der Sünden in derselben aufhebt: wenn er den Gottesdienst nicht mehr in lateinischer, sondern in einer den Layen verständlichen Sprache halten läßt: wenn er nicht mehr geglaubt haben will, daß menschliche Aufsäze von Fasten, Unterschied der Speisen, Büßsungsübungen, Hersagung gewisser Gebetsformuln, Verehrung der Bilder und Ueberbleibsel der Heiligen, auch

Wallfahrten, verbindlich seyen; wenn er die Lehre, daß kein Glaubiger von seiner Seeligkeit gewiß seyn könne, sondern bis in seinen Tod an derselbigen zweifeln müsse, ehrlich zurüknimmt, und zugleich bekennt, daß das Fegfeuer eine menschliche Erdichtung seye, die keinen andern Nuzen habe, als den Layen ihre Beutel zu fegen, und die Einkünfte des Pabsts und der Geistlichen zu vermehren; wenn er den Protestanten zu glauben gestattet, daß man nur durch den Glauben gerecht werde; daß man durch gute Werke, so sehr ein jeder Mensch auch dazu verbunden ist, das ewige Leben, so wenig, als durch solche Dinge, die nicht einmal von Gott befohlen sind, verdienen könne; wenn er die Protestanten nicht mehr als Kezer verdammt und verflucht,

sondern

sondern sie ihre Gewissensfreyheit genießen, und ihrem Gott nach der heiligen Schrift und nach ihrem Gewissen dienen läßt, so werden sie ihn von Herzen gern für einen Bischof erkennen, und sich glüklich schäzen, unter seiner Aufsicht zu leben. Aber über ihr leibliches und zeitliches Wohl soll er sich keine Erkenntniß und Herrschaft anmassen; nach der Anweisung des Apostels Petri, dessen Nachfolger er seyn will, nicht über das Volk herrschen, sondern ein Fürbild der Heerde seyn, dessen redliche und ungeheuchelte Gottesfurcht, Eifer für die Ehre Gottes, Bemühung, seine Schaafe seelig zu machen, Verläugnung des Irrdischen, Demuth, Uneigennüzigkeit, u. s. w. die Christen nachahmen mögen. Verlange ich etwas sündliches mit diesem allem?

Rühren diese Vorschläge aus einem feindseeligen Herzen her? Ist ein einziger darunter, wodurch die wahre Würde des Pabsts gekränkt und sein Ansehen verkleinert würde? Wenn Petrus, der Apostel, gegenwärtig wäre, so würde er mir Recht geben. Würden sich nicht auch die katholische Christen glüklich schäzen, unter einem solchen verehrungswürdigen Oberhaupt zu stehen? und würden nicht in Zukunft auch die Streitigkeiten zwischen dem Römischen und andern Höfen aufhören, wordurch die Ruhe so oft gestört, und die Christenheit, in der der Friede zu Haus seyn sollte, zu einem Schauplaz der ärgerlichsten Streitigkeiten viele Jahrhunderte hindurch gemacht worden ist. Ich sehne mich sehr nach einer Antwort von Euch, und sehe einer Erklärung ent-

gegen, die Euren Einsichten und edlen Gedenkungsart Ehre macht. Elysium sollte die Deke von Euren Augen bereits weggenommen haben. Ich gedenke, in meiner Hofnung nicht betrogen zu werden.

Ende.

76

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gaum, Johann Ferdinand, 1738-1814

Neue Briefe für und wider das Mönchswesen Ein Briefwechsel aus Elysium ü
ber die gegenwärtige Bewegungen in der Römischen Kirche

Bd.: [5] = 1. Anhang

[S.l.] 1782

H.mon. 77 a-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10029594-2
VD18 90034155